

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Institut für Zeitgeschichte ARCHIV	
Akz. 5060/73	Best. ZS/A2 /3
Rep.	Kat.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

General Hängel berichtet über die letzten Lebenstage Dietl's.

24. Juni 1944.

sehr lange Besprechung bei Hitler auf dem Berghof. Ich wartete schon seit Mittag vergebens am Flugplatz in Berchtesgaden auf Gen. Oberst Dietl, der erheblich länger bei Hitler war, als ursprünglich beabsichtigt war. Bei der Besprechung handelte es sich um das Problem Finnland, das srzt. im Sommer 1944 schon sehr brennend war. Man hatte Zweifel, ob Finnland dem deutschen Heer die Waffenbrüderschaft noch weiter halten würde bei der allgemeinen Verschlechterung der militärischen Lage.

Dietl sollte nach der Besprechung beim Führer alsbald nach Helsinki fliegen zur Besprechung mit dem Feldmarschall Mannerheim, zu dem der Reichsaussenminister von Ribbentrop schon vorausgeflogen war.

Das gute Verhältnis von Gen. Oberst Dietl und Feldmarschall Mannerheim war bekannt und sollte bei den Verhandlungen besonders in die Wagschale geworfen werden. Dietl erzählte mir noch, dass Hitler überzeugt war, dass die finnische und deutsche Armee zusammen als Elitetruppe, die im Gegensatz zu den übrigen Armeen des Ostens noch nicht schwer angeschlagen war und auch in den jahrelangen Stellungskriegen sich gut bewährt hatte, einem Angriff der Russen standhalten würde. Im wesentlichen handelte es sich auch bei den Besprechungen bei Hitler um eine verstärkte Waffenhilfe für Finnland, die Mannerheim gefordert hatte. An der Besprechung nahmen u. a. teil Gen. Oberst Jodl u. Chefadjutant von Hitler, General Schmidt.

Durch die ungewöhnliche Verspätung bis nachmittags 16 Uhr war es Dietl nicht mehr möglich, an diesem Tag, wie ursprünglich beabsichtigt, nach Helsinki durchzufliegen, so dass Dietl sich entschloss, an diesem Spätnachmittag noch nach Graz zu seiner Familie zu fliegen, statt in Königsberg zu übernachten. Dafür wollte er am 25., also am nächsten Tag, sehr früh starten und den Zeitverlust einholen; .-. .

Vor der Besprechung Dietls fand auf dem Obersalzberg ein Vortrag Hitlers vor etwa 40-50 Generalen statt. Nach dem Vortrag war gemeinsames Mittagessen im Platterhof. Die Gesellschaft war wahllos zusammengesetzt aus etwa 25-25 Divisionsgeneralen und 10-15 kommandierenden Generalen. An der Besprechung nahmen Generale von der Westfront nicht teil, da die Invasion schon begonnen hatte (6. Juni 1944). Der Platterhof stand ausserhalb der umgrenzten Gebäude des Obersalzberg und konnte von jedermann besucht werden.

Dieser Vortrag Hitlers vor den Generalen war in keine Weise geheim; er war allgemein gehalten und es wurde auch nichts über Geheimwaffen erwähnt, ebenso wurden keine bestimmten Weisungen erteilt. Einige Generale wurden gesondert zu Hitler bestellt, darunter auch Dietl, der zum Führervortrag einige Stunden blieb und anschliessend zu Hitler befohlen wurde.

Ich war bis 14 Tage vor seinem Tode Dietl unterstellt. Bei Dietl befanden sich: Sein alter Flugzeugführer, Oblt. Kowalik; als Mitfahrer im Flugzeug Dietls für den Flug nach Helsinki: Gen. Major R o s s i, Div. Kommandeur an der Bismarckfront (Österreicher), General der Gebirgstruppen E g e l s e e r, Komm. General des 18. A. K. in Finnland, General von W i c k e d e, Komm. General d. 16. A. K. - Nordfront (Kurland), der die Gelegenheit benützen wollte, statt mit dem Zug nach Königsberg zu fahren, mitzuflogen. H e r m a n n, Adjutant und einige Ordonnanzoffiziere.

Dietl flog also am 24.6. nachmittags nach Graz, verbrachte dort die Nacht bei seiner Familie. Am 25. früh, etwa 6 Uhr Flugplatz Graz, sehr schlechtes Wetter, Nebel, tiefe Wolken, am Flugplatz bereits die vorner genannten Herren mit Ausnahme des Obersten Hermann, der wohl am Flugplatz war, nicht aber mitflog, da er seine Verwendung als Reg. Kommandeur erwartete und in Graz blieb. Am Flugplatz war noch die Frau des Generalobersten Dietl. Der Start war 6 Uhr früh nicht möglich wegen des

vorher erwähnten schlechten wetters. Dietl drängte sehr, aber der Flugzeugführer, Oblt. Kowalik, hielt es zunächst für ausgeschlossen, bei dieser Schlechtwetterlage zu fliegen und wartete 2-3 Stunden, bis etwa gegen 1)2 10 Uhr. Nach weiterem Drängen Dietls und der Überzeugung Kowaliks, dass der Flug vielleicht doch noch gelingen könnte, startete die Maschine bei immer noch sehr tiefen Wolken. Der Flugzeugführer, Oblt. K., flog nicht über die Wolken, sondern wollte sich allem Anschein nach der Bahnlinie entlang durchs Muhrthal ins Flachland hinaus orientieren. Nach etwa einer halben Stunde Flugzeit kreiste nach Augenzeugenberichten von Bauern das Flugzeug Dietls, mehrmals aus den Wolken herausstossend, über dem Muhrthal, verschwand wieder in den Wolken, bis man - nach Angabe eines Gendarmeriepostens - eine sehr starke Explosion hörte und das Flugzeug ~~hinunter~~ brennend abstürzte. Dietl war nach einem Bericht des überlebenden Bordfunkers, Feldwebel, der selbst ziemlich verletzt war, mit der Maschine an einen Berg gerannt, nachdem es dem Flugzeugführer nicht mehr gelungen war, die Maschine über den Berg hinweg zu ziehen. (Kurz zuvor war ihm das Manöver einmal gelungen). (Das Muhrthal hat eine Breite von 2-3 km, die Berge zu beiden Seiten sind etwa 1800 - 2000 mtr. hoch. Nur vereinzelte Hütten liegen im Tal. Nach Berichten des überlebenden Bordfunkers und des Gendarmeriewachtmeisters, der mit einigen Bauern als erster an der Unfallstelle eingetroffen war, brannte die Maschine beim Aufschlag; der grösste Teil der Insassen einschl. des Flugzeugführers verbrannten. Das Gerücht des Absturzes der Maschine Dietls hatte sich in der näheren Umgebung der Unfallstelle schnell herumgesprochen. Die Todesnachricht Dietls löste meines Wissens und nach der Erzählung General Schmunds mir gegenüber bei Hitler eine ausgesprochene Schockwirkung aus. Hitler hatte nicht nur einen ihm treu ergebenen General verloren, sondern auch einen Unterhändler, der in dem Problem Finnland unersetzlich war. Hitler verliess bei dem Eintreffen der Todesnach-

richt Dietls sehr blass und mitgenommen aussehend sofort die Lagebesprechung, was er sonst bei irgendwelchen anderen Katastrophennachrichten nie machte und übergab die Weiterführung der Lagebesprechung dem Generaloberst Jodl.

Nun wurde am gleichen Tag des 25. abends vom O.K.W. die Geheimhaltung über den Tod Dietls befohlen. Man wollte durch diese Massnahme erreichen, dass unter dem Gewicht der Freundschaft Dietls zu Mannerheim die Besprechungen in Finnland zunächst erfolgreich abgeschlossen werden sollten. Erst nach Abschluss der Verhandlungen wollte man den Tod Dietls zugeben. Es wurde sofort mit Flugzeug herbeigeholt der Generaloberst R e n d u l i t s c h aus dem Balkan, der an Stelle Dietls sofort zu Mannerheim in Marsch gesetzt wurde.

Rendulitsch war Generaloberst, sehr befähigt, parteimässig ziemlich gebunden, sicher ein ungewöhnlich gewandter Unterhändler, wahrscheinlich diplomatischer als Dietl. Als Soldat wie als Diplomat war er bestimmt der beste Nachfolger für Dietl.)

Generaloberst R. gelang es auch, die Besprechung bei Mannerheim erfolgreich zu Ende zu führen. Soviel mir bekannt ist, wurde den Finnen gegenüber eine augenblickliche Unpässlichkeit Dietls vorgeschützt.

Gerüchte:

Das Gerücht vom Tode Dietls hat sich natürlich zunächst in der näheren Umgebung von Graz und im Laufe der nächsten 8 Tage, solange eben der Tod Dietls totgeschwiegen wurde, herumgesprochen und es war natürlich dass hier Mutmassungen angestellt wurden, dass Dietl einem Anschlag zum Opfer gefallen war. Vermehrt wurde natürlich diese Ansicht durch andere Unfälle hoher Persönlichkeiten, z.B. H u b e, U d e t, r o d t M ö l d e r s.

Botschafter H e b e l, der in der Maschine H u b e s damals mit dem Leben davongekommen war, erzählte mir in Berlin den Unfall wie folgt:

Hube erhielt von Hitler für seine Leistungen in Süditalien die Schwerter zum Ritterkreuz. Er sollte möglichst rasch an die Ostfront zu seinem Korps zurückfliegen und startete entgegen den Weisungen des Führerhauptquartiers noch bei Nacht, etwa 4 Uhr früh bei Dunkelheit auf dem Flugplatz Berchtesgaden, wobei der Flugzeugführer ausdrücklich von der Flugplatzleitung schärfstens darauf aufmerksam gemacht wurde, mindestens etwa 2 km stur gerade aus zu fliegen und keine Kurven zu machen, weil schon nach einem früheren Unglücksfall die Maschine an einem am Ende des langen Flugplatzes gelegenen Hügel mit Waldbestand hängen geblieben war.

Der Flugzeugführer machte aber trotz dieser Warnung den Fehler und drehte zu früh aus der Abflurachse ab und blieb im Wald hängen. Die rechte Flügelseite der Maschine wurde durch einen Baum abgerissen, Hube und mehrere Insassen tödlich verletzt, während der Botschafter Hebel und etwa 2-3 Insassen mit dem Leben davonkamen.

Der Flugplatz in Berchtesgaden war klein und schlecht anzufliegen, und zwar nur aus der Gegend von Norden und Südosten. Er war neu angelegt, von den Führerbaulichkeiten eine halbe Autostunde entfernt, und lag in der Nähe des kleinen Ortes Einring. Die meisten flogen nach Bad Aibling, besonders bei schlechtem Wetter.

Dietl wurde von Graz mit Sonderzug, in dem sich auch seine Frau und Angehörigen befanden, nach ~~xxxxxxx~~ dem bei Salzburg gelegenen Schloss Klessheim überführt. Schloss Klessheim war reserviert vom Führerhauptquartier für Staatsbesuche. Dort wurde Dietl in der grossen Vorhalle aufgebahrt; der Staatsakt fand dort statt, an dem Hitler, Keitel, Himmler, Milch und eine grosse Anzahl von Generalen, Gauleitern und politischen Führern, die von überall her gekommen waren, teilnahmen. An dem Sarg hielten Ehrenwache 4 Generale des Heeres.

Dann hielt die Gedenkrede kurz Feldmarschall K e i t e l; anschliessend sprach Hitler selbst sehr lange und stellte Dietl als ungewöhnliches Vorbild eines hervorragenden Soldaten vor Augen. Hitler sprach mit einer ausgesprochenen Wärme, völlig frei von Schlagworten.

Hitler machte zu dieser Zeit, abgesehen von einer gewissen Blässe in seinem Gesicht, die er ja immer hatte, noch einen verhältnismässig frischen Eindruck, im vollen Gegensatz zu einigen Wochen später nach dem Attentat vom 20. Juli 44.

Dann kam nach diesem Staatsakt die Überführung im Sonderzug nach München. In M. war eine Abordnung mit Ehrenkompanie am Bahnhof. Trotz des frühen Morgens hatte sich, ohne vorherige Ankündigung in München, die Überführung Dietls und seine dortige Beerdigung, rasch herumgesprochen, so dass, obwohl völlig improvisiert, eine grosse Zahl Menschen auf der Strasse ziemlich ergriffen stand, wobei man den Eindruck hatte, dass die Leute nicht nur gedrückt, sondern auch misstrauisch waren.

Auf dem nördlichen Friedhof in Schwebing am Familiengrab nahmen an der Beerdigung eine Abordnung der Garnison München mit stellvertr. komm. General in München, G r i e b l, teil, mehrere Vertreter der Wehrmacht und Gauleiter Giesler.

Als Vertreter der 20. Gebirgsarmee sprach am Grabe General von Hängel und anschliessend hielt die Gedenkrede Dietls Schwiegervater, General Hänicke, der später in Gefangenenlager bei den Russen an Hunger starb. (Frau Dietl war zu jener Zeit 41 Jahre alt, die Kinder sind jetzt: 12 Jahre (Sohn), 3 Töchter sind 16, 18 und 20 Jahre alt.

Feldmarschall Leeb war als einziger Vertreter des Heeres da, Halder?

Lebenslauf Dietls:

Fähnjunkler 1909. Im ersten Weltkrieg im Westen zur Infanterie kommandiert, er blieb bei der Reichswehr, war ausgezeichnete Truppenoffizier. Später tat er sich sehr hervor und war dreimal hintereinander deutscher Berg-Heeresheermeister. Er war ungewöhnlich ausdauernd (Spitzname "Buffel".), auch als Schiläufer.

Nach dem 1. Weltkrieg war er in München beim Regiment 19, auf Kriegsschule in Dresden als Taktiklehrer (Dietl war nicht nur ein guter Praktiker, sondern auch ein ausgesprochener Taktiker). Er lernte dort seine Frau kennen. Sein Schwiegervater war Kommandeur der Kriegsschule Dresden. Dort begannen schon die Anekdoten um ihn.

Dietl stammt aus Bad Aibling, sein Vater war Rentamtmann.

Von Dresden kam er kurz als Kompaniechef nach München, nach Kempten ^{dort} als Bataillonskommandeur; nach Regensburg, wurde er Reg. Kommandeur von einem Infanterieregiment; um 1935 Reg. Kommandeur in Dresden vom Gebirgsjägerregiment 99 zu werden. 1938 beim Einmarsch in Österreich nach Gr. z. Beförderung zum General 1938.

Im 2. Weltkrieg zog er mit der 3. Gebirgsdivision nach Polen. Dann kam Dietl nach dem Rheinland, anschliessend Febr.-März nach Döberitz.

Unter geheimnisvollen Umständen wurde die Division verladen (Dietl wurde erst 2 Tage vorher eingeweiht), und zwar nach Kiel, unter grossen Vorsichtsmassnahmen zum Hafen gebracht, auf Zerstörer und kleine Truppentransporter verladen und ~~in~~ nach Narvik in Marsch gesetzt. Nach siegreicher Beendigung wurde Dietl als 1. deutschem Soldaten das Eichenlaub zum Ritterkreuz überreicht. Dietl war damals Kommandeur der 3. Gebirgsdivision (Stationen in Tromsø, Kirkenes usw. Herbst 1940 Lapplandfront. Dort komm. General, ausserdem 2. u. 3. Geb. Division, 2 Inf. Regimenter - 388 und 193, neu aufgestellte Gebirgsjägerregimenter. Im Herbst nach Lappland, ohne Finnland zu berühren, dann kam die Vorbereitung gegen Russland. Wir waren diesseits vollkommen ahnungslos. Dietl erfuhr davon 4-6 Wochen vor dem Einmarsch. (Eine Gebirgsdivision umfasst 20 000 Mann, Generalstabschef von Buschenhagen arbeitete die Pläne für die Nordlandfront aus, Falkenhorst war der eigentliche Oberbefehlshaber, nicht Dietl (schon damals sprach das OKW dazwischen).

Angriff auf Russland 22. Juni 1941.

Viel Gebirgsartillerie, sehr harte Verteidigung der Russen. 32 Bunker an der Grenze. Russen mit schweren Panzern. 4 Monate lange Dunkelheit.

10 Monate lang Winter. Verpflegung ausgezeichnet während des ganzen Krieges. (Täglich 350 Gr.Fleisch, 800 Gr.Brot)

Dietl Armeeführer 1942. Zu jenem Zeitpunkt hoffte Hitler nicht mehr auf die Eroberung von Murmansk. Die Amerikaner hatten den Hafen sehr weit ausgebaut; die Luftabwehr war eine stärkere als über London. Quartier Dietls in Rovaniemi, einem kleinen Finnenstädtchen, grösstenteils aus Holz gebaut. Auffallend ein modernes, grosses Hotel in amerikanischen Stil.

In Kolosjoki war mitten in der Wildnis ein Nickelwerk mit 2000 Arbeiter in dem Deutschland die einzige Nickelherstellung - bis zur Eroberung in Kaukasus - möglich war.

Mannerheim und Dietl verstanden sich ausgezeichnet, vor allem durch Dietls gewinnende Art. Mannerheims Sitz war in Viipuri.

Dietls Hütte, nett und bescheiden eingerichtet, war ihm von den Finnen geschenkt worden, der Stab war im Schulhaus in Rovaniemi untergebracht. Dietl hatte ausser der Abwehr der grossen Angriffe im Jahre 1942 keine grossen Operationen zu leiten.

D. hat einen ausserordentlich bescheidenen Lebenswandel geführt, war Nichtraucher, trank sehr mässig, sportlich sehr trainiert, gut und sauber, aber nicht auffallend angezogen. Abzeichen musste er tragen, darüber Windjacke und Rucksack (zweigesam Gleichgewicht). Er hatte eine besondere, einmalige Art, mit den Leuten zu sprechen, dass sie durch dick und d'ran für ihn gingen. Er war nicht nur der "Vater Dietl", sondern konnte sehr deutlich und energisch werden. Man hatte immer den Eindruck: Was er spricht, das ist ehrlich. Er verlangte nichts Unmögliches, keine Prestigeerfolge, er hat das auch Hitler gegenüber vertreten. Er war absolut gerecht als Gerichtsherr; sehr scharf und von einer deutlichen Härte, wenn irgendetwas vorgekommen sein sollte gegen Zivilpersonen. Dietl war keine primitive Natur; vielleicht war er kein Stratege, aber er hat mindestens ein Können bewiesen, ein geschultes Wissen; er hatte einen Instinkt, einen militärischen

Riecher. Er hatte auch eine geschickte Art, mit den Finnen umzugehen. Vielleicht durch seine einfache, soldatische und offene Art hat er mehr erreicht als ein geschulter Diplomat. Man darf aber nicht vergessen, dass er klug, man kann sagen eine gewisse Art Bauernschlauheit an sich hatte.

S c h ö r n e r kam als Divisionskommandeur zu Dietl. Das Verhältnis war aber nicht freundschaftlich. Sch. wurde damals von Saloniki nach der Eismeerfront geschickt. Für seine Soldaten hat Sch. alles dorthin beschafft, vom Kino bis zur Baracke und zur Bücherkiste. Von den Finnen wurde gesagt, nicht mal eine Expedition würde es ihm winter am Eismeer aushalten, die Soldaten taten es zum allergrössten Teil. Lieblingsschriftsteller von Dietl war Ludwig Thoma. Er liebte ihn besonders wegen seiner Menschendarstellung, dann alle Bücher über Kunstgeschichte. Wenn er durch eine der Grosstädte Deutschlands kam, besuchte er immer eine Gemäldegalerie. Gute Zusammenarbeit mit der Marine, weniger gute mit der Luftwaffe.

Tageslauf:

Ein Tag in der Woche war Sprechtag. Sonst war D. immer unterwegs nach den verschiedenen Frontabschnitten. Immer kam er bis in die vordersten Gräben.

Besonders typische Geschichte:

Schörner wurde mit dem Spitznamen "U.v.D. der Eismeerstrasse" bezeichnet, wobei man berücksichtigen muss, dass eine unerhörte Zucht und Ordnung auf dieser einzigen Strasse notwendig war, sonst wären die Soldaten verhungert.

Eines Tages waren die Div.Kommandeure nach Ivalo zur Lagebesprechung befohlen worden. Nach der Besprechung wollte alles mit seinem Wagen wegfahren. Dietl schickte seinen PKW 50 km voraus, um dann dort einzusteigen und fuhr die Strecke bis dorthin mit einem LKW. Schörner versucht, ständig, mit seinem Wagen an Dietl vorbeizukommen, was ihm aber nie gelingt. Ausser sich schiesst er zuerst mit Leuchtpistolen, dann mit Maschinenpistole immer am Kopf des Fahrers vorbei.

So braust die wilde Jagd 50 km weit durch die Gegend. Plötzlich verlangsamt der IKW seine Fahrt, hält und Schörner schießt mit einem wahren Hechtsprung aus seinem Wagen heraus und vor die Tür des "verbrecherischen" Wagens. (Er wusste nicht, dass sich Dietl darin befand). Gemächlich wird beim IKW die Tür geöffnet, es erscheint der Raubvogelkopf Dietls, vergnügt grinsend, und meint zu Schörner: "Gelt, des stinkt är., Du Bauerngendarm".

Verhältnis zu Hitler:

Dietl ist um das Jahr 1920, als Hitler von Zeit zu Zeit noch als Gefreiter politische Vorträge hielt, mit ihm in Berührung gekommen. Später hat er manchmal in München NS-Versammlungen besucht, da er dort in Garnison war.

1923 war Dietl zur Abwehr des Hitler-Putsches in München eingesetzt. Dann kam Dietl nach Dresden, anschliessend nach Kempten, um daraufhin als Reg.Kommandeur nach Füssen-Allgäu versetzt zu werden. In jener Zeit wurde er Hitler bei einem Besuch vorgestellt, man hatte den Eindruck, dass H. ihn kenne, es geschah aber sonst nichts Bemerkenswertes.

Die ganze Glorie um Dietl kam erst nach Narvik.

Ich bin überzeugt, dass er Nationalsozialist war so wie viele Millionen anständige Deutsche es waren, d.h., sie glaubten an diese, wie sie meinten, gute Sache. Ich kann aber mit Sicherheit sagen, das er von allem Üblen an seiner Bismarckfront nichts gehört hat. Ich habe Dietl an der Front nie im Sinne der Propagandareden gehört. Was er mit den Soldaten sprach, waren allgemeinh-menschliche Dinge.

Wir haben zusammen die Heeres-Bergführer-Prüfung gemacht. Dietl war auch während seines Aufenthaltes im Allgäu in privaten Bergsteigerkreisen sehr bekannt und beliebt. Er bestieg mit mir oder in Gesellschaft anderer Bergsteiger Mädelegabel, Tretlach, Hochvogel, Daumen, Höfats usw. Am Nebelhorn gibt es einen Ferdinand-Dietl-Weg in der Nähe des Heilbronner Weges.

Er kannte die Füssener Berge, die Oberammergauer Berge, Garmisch (Kramer und Wank), Dann Zugspitze, Alpspitze, Mimminger Gruppe, Geierkopf, Sonnenkopf, Watzmann, Hochkalter, Blauweiss usw.

Es wurden auch Touren in der Schweiz und Österreich unternommen, vor allem an Gletschern, darunter dienstliche während des winters, so im Otztal, Silvretta, Stubaier Alpen.

An Sonntagen machte er mit Vorliebe zusammen mit einigen guten Kletterern schwierige Seil-Touren, u.a. auch mit dem bekannten Alpinisten, General S c h l e m m e r, dann oft zusammen mit seiner Familie, Frau und Kindern. D. führte ein vorbildliches Familienleben und das Leben eines mit wenigen Glücksgütern gesegneten Offiziers.

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

HEIDKÄMPER, O.

siehe ZS 65

Erlebnisbericht

Herrmann Heidrich Rektor a. D.

Flüchtling aus Lauban in Schlesien.



Februar 1945. Der Russe ist in Schlesien eingebrochen, aber das „Unternehmen Barthold“ wird seinen Vormarsch zum Stehen bringen, ist uns versichert worden. Gutgläubig hören wir die Worte des Chefs des Generalstabs Generaloberst Guderian: „Der Spuk muß endlich aufhören!“ Aber der Kanonendonner kommt immer näher, und nichts ist der Himmel im Osten von Bränden gerötet. Liegnitz, Jauer, Bunzlau sind in Feindeshand, Pommerspitzen stehen in dem nur 12 km entfernten Naumburg a. O. Alle Straßen sind mit fliehenden Menschen besetzt, die nur den einen Wunsch haben: nach Westen. Die Fleischer und Bäcker in der Stadt sind nicht imstande, die Wünsche der fliehenden und hungierenden Leute zu befriedigen. Wer fragt nach Harten?

Da gibt die NS-Dt. P den Befehl, die Stadt zu räumen. Hunderte eilen zum Bahnhof und warten stundenlang auf Abtransport. Lastautos schaffen die Flüchtlinge nach Sachsen. Mit Handwagen, auf denen Gepäck verladen ist, wandern Ungewählte westwärts. Mer und meine Frau und unserm Enkelchen gelingt es nicht, mitzukommen. Gleich anderen, die auch zurückbleiben wollen wir abwarten, denn wir sind der Meinung der Russe will weiter in der Richtung auf Berlin und läßt die Gegend in Ruhe.

In der Nacht zum 15. Februar ist zweimal Fliegeralarm. Am nächsten Tage hören wir von den Schrecken Dresdens. Flüchtlinge haben weiter erzählt, daß der Russe von Taunusberg queris aufwärts rückt. Nun aber fort. Wir fahren mit dem nächsten Zuge nach Waldenburg das wir auch ziemlich schnell erreichen. Wir wollen unsere Enkelin zu der Mutter bringen und bald wieder heimwärts fahren. Davons wird nichts, denn der Fernsprecher meldet, daß Lauban unter russischem Artilleriebeschuss liegt. Aber auch in Waldenburg können wir nicht bleiben. Bereits am 20. Februar werden wir in den Sudeten abgedrückt. Ziel ungewiß. In dem sehr schmutzigen, schadhafte, überfüllten Güterwagen ist der Aufenthalt bei mehreren Kältegraden unerträglich. Vergeblich versuchen wir uns in den Sälen des Bahnhofs Kallstadt zu erwärmen. Es herrscht eine

unvorstellbare Fülle. Manche liegen schon tagelang hier und wissen nicht, ob und warum sie weitergeschafft worden. Wir haben Glück und fahren morgens in einem planmäßigem Zuge bis Frankenau. Hier die gleichen Zustände wie in Halbstadt. Da steht ein nach leerer Fluchtgingang. Hinein, und nach wenig Stunden fahren wir. Wohin? niemand weiß es. Am andern Morgen lesen wir, als der Zug hält, Leitmeritz. Nun geht es elbabwärts bis Tetschen und Bodenbach. Einmal haben wir Brot und Marmelade erhalten. Endlich, es wird schon dunkel, halten wir an der Kielstation Tysza

Lastautos bringen uns bald zu diesem bis dahin unbekanntem Ort. Wir finden sehr freundliche Aufnahme und werden gut verpflegt. Der Ort ist mit seinen 2500 Einwohnern, die etwas naturstlos deutsch sind, einmal ein vielbesuchter Ausflugsziel genannt. Die Leute nehmen uns überaus freundlich auf. Wir erleben hier eine ruhige Zeit. Alles geht in gewohnter Weise seiner Arbeit nach. Wenn nicht ab und zu Fliegeralarm wäre, merkte man nichts vom Kriege. Die hier untergebrachten englischen Kriegsgefangenen benehmen sich in jeder Weise einwandfrei. Die einheimischen Sudeten deutschen lassen sich in ihrem Vertrauen auf Hitler nicht erschüttern. Sie sind fest überzeugt, dass die Wende kommen muss.

Außerdem die durchmarschierenden deutschen Soldaten. Sie sind unblut und sind überzeugt, dass der endgültige Zusammenbruch nahe bevorsteht. Die Äußerung eines Unteroffiziers: „Was nützt mir Widerstand, wenn der Feind mit einer Eisenstange auf mich zu kommt, ich aber nur ein Streckholz habe“, scheint mir richtig die Lage richtig zu zeichnen.

Am 27. April marschiert ein Teil der Wlassow-Armee durch den Ort, meist zerlumpte Gestalten, nur teilweise bewaffnet. Sie haben in allen Orten wie wilde Tiere gehandelt, die Häuser beschädigt, die Ställe geplündert, Lämmer verbrannt, Menschen gequält. Ohne Deutschland, sind das keine Bundesgenossen, über die der Rundfunk soviel Lobes verbreitet hat!?

Die Berichte von den Kriegsschauplätzen sind entmutigend. Darin können auch die wohl klingenden Ansprachen Klaues, Kochs u. a. nichts ändern. Die Ohren des Wehrwölfens und die Berichte über die „Taten“ der „Jungen“ und Altkämpfer dieser Organisation können niemand mehr täuschen. Es ist alles verloren. Welch unfaßbarer Schmerz klingt aus den Worten des bisher gutgläubigen Oberlehrers - wie er darüber wohl fast alle Leute in Tysza - „Sie können uns doch nicht so belagern haben!“

Es geht Schlag auf Schlag. Feindliche Flieger richten in den benachbarten Orten Aufschlag, Bodenbach, Tetschen u. a. schwere Schäden an. Wir hören den Kanonendonner immer düsterlicher.

Am 4. Mai meldet der Rundfunk die Ermordung Mussolinis, am 2. Mai dass Hitler gefallen ist. Die Menschen erschrecken, nun wird ihnen die Lage klar. Die deutsche Wehrmacht in voller Auflösung. Soldaten behaupten, schon am 29. April von Hitlers Tod gewusst zu haben. Ganze Gruppen ziehen waffenlos hin und her, das Akkumulatorial wird gepackt. Alles ist nutzlos. Am 7. Mai erfolgt ein überaus heftiger Bombenangriff auf Tysa und Umgebung. Brände entstehen, einige Todesopfer sind zu beklagen.

Der 8. Mai: Die bedingungslose Kapitulation ist erfolgt. Der Morgen eröffnet grauenhafte Bilder. Die Straßen und Plätze sind mit Gewehren, Munition, Panzerfaust, Maschinengewehren, Ausrüstungsschichten, mit Massen von Akten bedeckt. Über die Felder ziehen Soldaten mit weißen Armbindern, ohne Waffen, nur mit dem Tornister. Wo geht es nach Chemnitz, Magdeburg, Essen? sind die häufigen Fragen. Sie wollen heim. Alle Häuser tragen anordnungsgemäß weiße Flaggen. Die Drohung eines Leutnants der 77, er werde diese treulose Bande ansrauchen, wird nicht ernst genommen.

Russische Panzerspähtruppen durchfahren den Ort. Aber es ist alles ruhig, nichts Schlimmes ereignet sich. Aber nachmittags brechen die Zivilgefangenen aus und plündern die Häuser. Der vorher bisherige Arbeitgeber in nicht wiederzuerfindender Weise. Die deutschen Frauen stehen hinter dicken Bäumen im Garten und müssen mit ansehen, wie kulturlose Horden die Möbel zerschlagen, Betten und Decken zerfetzen, Spiegel und Fenster zerschlagen, Kleider und Wäsche wegschleppen. Betrunkene Männerlärm im Dorf umher.

Am 9. Mai. Russische Eingartierung kommt, in unser Haus eine Fuhrmarkt Kolonne. Mit Ausnahme des Kommandors, der stets unter Alkohol steht, benehmen sich die Soldaten anständig. In anderen Teilen des Ortes wird über Gewalttätigkeiten, besonders Mädchen gegenüber, geklagt. Ein Russe hat sich an einem 11-jährigen Kinde vergangen. Er wird furchtbar geprügelt. Ein russischer Arzt behandelt das Kind sorgfältig. Keiner von den Russen beschimpft den deutschen Soldaten, aber der 44 Mann ist in den Tod verhaftet.

Wo russische Truppen verastet haben, hinterlassen sie grauenhafte Bilder. Da liegen Möbel,

Polskversachen, Glas, Porzellan, Uniformen, zerbrochene Wagen, Fahrräder, Motorräder, Tischdecken, Eingeweide u. a. Ein furchtbarer Gestank liegt über dem Platz.

Der Russe nicht ab, der Tscheche rückt ein. Kinn ist für uns kein Bleiben mehr. Ein tschechischer Offizier berichtet: in Prag sind in der Meternmappe eines 44 Mannes 60 Kinderwagen, viele Kinderwagen, abgekackte Hände und Finger gefunden worden. Keinen Widerspruch beendete er durch Gebälle, so daß ich nicht mitreden kann.

25. Mai. Wir haben gepackelt, was wir tragen können. An der Grenze wird das Gepäck revidiert, aber es wird uns nichts weggenommen. Kinn geht es weiter bis Bergzißhübel. Da begegnet uns ein deutsches. Er war ein glänzender Nationalsozialist. Kinn muß er unter Aufsicht tschechischer Militär Straßearbeit verrichten. Mit Tränen in den Augen drückt er mir die Hände. Was wird aus ihm geworden.

Nach kurzer Bahnfahrt sind wir in Pirna und finden in einem Massenlager Unterkunft. Am Bahnhof wird mir berichtet, daß man bis Schlessen-Bahn benutzen kann. Es stellt sich als unwahr heraus. Wir müssen laufen.

Aber wir nehmen alle Beschwörden auf uns, schleppen die überschweren Knochensacke, Koffer und Handtaschen, es geht der Heimat zu. In 3 Tagen können wir Görlitz erreicht haben. Bischofsverda, Bautzen, Löbau, Reichenbach liegen dazwischen. Je weiter wir nach Osten, um so schlimmer wird der Verkehr auf der Straße, ostwärts ziehen Schlessen und viele, viele, die sich auf einmal als Polen fühlen und deshalb die rot-weiße Fahne tragen, westwärts viele, die als Ausgebildete in Osten gelebt haben, deutsche Kriegsgefangene, Polen in Wagen und Autos, Russen in Lastwagen, rücksichtslos den Heimkehrern gegenüber. Furchtbare Szenen spielen sich ab. Polen rauben einer jungen Frau, die mit zwei kleinen Kindern ihren Kinderwagen zieht, den Koffer und zerbrechen den Wagen, weil das arme Weib sich wehrt, und mißhandeln sie und die Kinder. Wer will sich unterfangen, all den Jammer, die Not und das Elend der deutschen Menschen lebenswahr zu beschreiben? Wie viele sitzen am Wege erschöpft

und wissen nicht, wie sie weiterkommen sollen! Und in den Ostschäften hausen die „Sieger“ schlimmer als die Tiere. Im Dorf Kitzlitz gibt der russische Ortskommandant den Befehl, daß am nächsten Sonntag alle Mädchen bis 25 Jahre zur Tanzmusik kommen müssen. Was ihnen bevorsteht, wissen sie. Fast alle Mädchen sind schon Opfer der Bestien geworden und spüren die Folgen.

Wir beiden alten Leute schleppen uns mühsam vorwärts. Mutter leistet Übermenschliches. Kein Wunder, daß ihre Kräfte und das Herz versagen. Wir müssen dreimal Pausen einlegen und kommen erst am

18. Juni in Görlitz an. Kurz vor der Heimat ist das Tor verschlossen, jenseits der Hüfte herrscht der
 Polk und gebärdet sich, als sei er für immer der Herr des Landes. In schön, alte Hauptstadt der Lausitz.
 Seine Bürger mussten ihr Landhaus, ihre Wohnung, ihren Garten räumen, d. h. ohne etwas mitnehmen zu
 dürfen, fliehen; die stolze Ruhmeshalle sah auf un kultivierten Korden, die sich in den gepflegten Au-
 lagen breit machen. Auf der hölzernen Halbrücke über die Hüfte kommen mit einem kleinen Rest ihrer
 Habe die schlesischen Bauern gezogen. Sie lagern im Park, in den Sälen, Häusern. Wo sollen sie hin?
 Wir selbst hungern, hungern, denn die Stadt ist nicht imstande, irgend Eßbares zu beschaffen. Wir stehen
 an, als Krankblätter, die man sonst nur als Viehfutter verwenden kann, zu erobern. Der Hunger zwingt,
 das unreife Obst von den Bäumen zu pflücken, die jungen Kartoffeln aus dem Boden zu wühlen. Wir froh-
 den, der die Ähren gesammelt hat, denn man kann es zu einer Mehlsuppe werden. Unser Gesundheitsstan-
 dard ist nach ärztlichem Befund bedenklich, aber helfen kann er uns auch nicht.

Da tauchen Gerüchte auf, dass die Kreisbahn wieder geöffnet wird, und Kleinstädte der Bauern kehren
 wieder um und streben der Heimat zu. Auch wir wollen nach Lauban.

Am 3. August fahren wir in fürchterlicher Eile nach Wehrkirche. Hier heißt es: warten! Polische Flinters
 weiben zwingen Männer und Frauen, Säuberungsarbeiten zwischen den Bahngleisen zu verrichten. Endlich
 nachts gegen 11 Uhr kommt ein Güterzug, der uns über die Hüfte hinweg nach Kohlitz bringt. Hier
 verbringen wir bei strömendem Regen fürchterliche Stunden. Alle Augenblicke gelben Pfiffschreie durch den
 Bahnhof. Polische Banditen rauben den Flüchtlingen, was sie irgendwie ergreifen können; Hopshandlung
 kommen vor. Endlich graut der Tag, der Zug fährt nach Lauban.

Gräueltat sind die Bilder an beiden Seiten der Bahnstrecke. Die Dörfer menschenleer; die Wägen tragen
 Massen von überständigen Gras; das Getreide verfaulen auf dem Halme; die Obstbäume sind 1 m über der Erde abgesägt;
 ein paar Kühen und Pferde sind die einzigen Lebewesen. Jetzt heißt Lauban auf. Wir schauen mit Schrecken
 die Ruinen der Türme, der Fabriken, der Wohnhäuser, steigen zwischen Trümmern die Bahnhofseisenbahn und laufen
 tief erschüttert zur Stadt. Schutt, Trümmer, ragende Schornsteine, gesprengte Brücken erzählen von der Wut des zweisei-
 tigen Kampfes um die Stadt. Bekannte begegnen uns. Sie können uns kaum wiedersehen mit verängstigten Blicken
 auf vor und hinter sich; denn sie stehen da Poln in Arbeit. Das rechte Gleis der Bahnstrecke wird abgebaut, und
 auch Frauen müssen Schienen und Schwellen schleppen. An den Ruinen der sturmwüchtigen Kreuzkirche vorbei, gehen wir
 unseren ehemaligen Heim zu. Das Haus steht noch, hat aber Abstellviehstall. Wir wagen uns hinein. Alle Wohnungen
 sind mit Polen besetzt. Wir schauen in unsere Zimmer. Keine Fensterscheibe mehr, ein paar große Möbel sind

noch da, aber Kleider, Wäsche, Betten, Geräte, Geschirr u. dgl. sind alles verschwunden. Dafür finden wir Berge von niederstem Unrat vor. Aber wir richteten uns im Zimmer lediglich wohnlich ein und können auch die Küche benutzen. Freilich wurden wir dauernd belästigt. Für 2 Polinnen, die eingezogen waren, musste Mutter Aufwartedienste verrichten. Doch konnten wir vorläufig in der Wohnung bleiben. Meine Arbeit bestand darin, dass ich helfen musste, aus öffentlichen und privaten Büchereien alles Greifbare herauszuholen, zu verkarten und geordnet aufzubewahren. Leider sind kostbare, unübersetzbare Werke in die Hände der Polen gekommen, so das „Lambauer Blatt“, eine Original-Handschrift Luthers und zahlreiche Inkunabeln aus der 1. Hälfte des 16. Jahrhunderts.

Am 11. Januar 1946 wurden wir früh 7 Uhr von polnischer Militär aus der Wohnung getrieben und verloren das letzte, was wir an Kleidern, Wäsche und Schmuck noch besaßen. Mutter wurde als sie eine Decke retten wollte, ins Gesicht geschlagen. Mit Mühe fanden wir ein Unterkommen. Wir lebten von dem, was Mutter in anstrengender ^{Hand} Arbeit für Polinnen verdiente, und den Kartoffeln, die ich im Rucksack herauschleppte, oft unter Gefahren. Aber die Preise stiegen ins Ungemessene, Brot von 10 auf 60 Stoty, Knochen das Pfund 30, Backen 400, ein Ei 15 u. s. w.

Die Straßen der Stadt, es waren nur ein paar ohne Gefahr vor Trümmern passierbar, wurden von schwachenden Polen und Juden bevölkert, moderne Läden erschienen als Tanzböden; die Lebensmittelgeschäfte sah man wie Pötte aus der Erde; bestimmte Militärlente lärmten und belästigten Deutsche, binnen einer Woche wurden 400 Männer, die ^{bei} den Polen in Arbeit standen, ermor-det, am 1. Osterfeiertage wurden polnische Frauen, die aus der Kirche kamen, auf offener Straße angeshossen, deutsche Männer und Frauen wurden zu schwerster Arbeit zusammengetrieben, einige ihrer Kleider beraubt, so dass sie halbnackt ihre Wohnung aufsuchen mussten, schon bald ein viertel auf der Straße ohne jede Verantwortung mit Stöcken geprügelt worden, allmählich hüllten die Straßen von den Hilferufen Myśkan deltor wieder, Plünderungen auf offener Straße war an der Tagesordnung, polnische Jungen warfen den Deutschen die Fenster ein, mit den alten Waffen aus dem Heimatsmuseum spielten diese Strolche auf der Straße. Die Unstörkheit wurde unerträglich, und wir fassten den Entschluss, die Heimat über Kohlport zu verlassen. Hier ist vielleicht angebracht, zu fragen, warum wir so lange ausgehalten haben. Es sahen dann glaubwürdig erscheinende Gerüchte auf, dass der Pole Niederschlesien wieder räumen müsse. Wir diese Parolen angebracht hat, konnte nicht festgestellt werden.

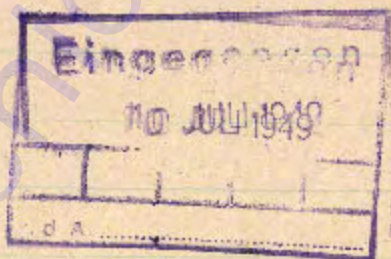
Am 2. Mai 1946 reisten wir ab. Als unsere wenigen Kofferstücke im Wagen verstaubt hatten, kamen polnische Eisenbahner und verlangten unter Drohungen, uns samt Koffer auszuwerfen für jede Person 100 RM. Im Nebenwagen haben diese Banditen zehn deutsche Frauen zusammengedrückt, von jeder 100 RM erpreßt und die beschleichen dabei von ihnen unter schmerzlichen Berührungen bis auf die Schläpfer ausgezogen, so daß ihnen andere Frauen ihre Mäntel geben mußten, damit sie den Bahnsteig betreten konnten.

Alles abmachte auf, als wir auf dem Kohlforster Bahnhof standen, denn nun standen wir unter dem Schutze der Engländer, die in ruhiger und sachlicher Weise alle Formalitäten erledigten. Ein Flüchtlingsorgan nahm uns auf. Bald überfuhren wir die Ostsee. Wir sahen gepflegte Ländereien, arbeitende Menschen, hörten deutsche Worte. Daß das Heimweh uns packen würde, ahnten wir auf dieser Fahrt in das Land, das uns aufnehmen wollte, noch nicht.

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

Charlotte Steinmann
 Hühner - Mühle
 b. Seeth i. Katstui

Hühner den 8.7.49.



In der Anlage überreiche ich Ihnen eine Aufzeichnung meines
 Schicksals im Osten

Hochachtungsvoll
 Charlotte Steinmann

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Das ostdeutsche Schicksal.

Vor vier Jahren, im November 1944 verließ ich meine Stellung in
 Kiel-Rüssow. Am nicht den ewigen Kräftangriffen angepasst zu sein,
 führte ich zu meinem Schwiegervater nach Bärwalde Neumark. Es war
 ein kleines schönes Städtchen. Fliegenalarm konnte niemand. Man lebte
 friedlich und merkte nichts vom Krieg. Anfang März 1945 erwartete
 ich mein erstes Kind. Mein Mann und ich freuten uns schon sehr
 darauf. Mein Mann stand als Soldat in Ungarn. Das Weihnachtsfest
 und das neue Jahr verlebte ich mit meinem Schwiegervater in guter
 Ruhe. Doch es war nicht von langer Dauer. Die ersten Flüchtlings-
 trucks durchzogen bald das kleine Städtchen. Doch niemand dachte
 daran sich selbst schon auf den Weg zu machen. Es waren da immer
 war weit und breit nach nicht zu hören. Doch es war schon so weit.
 Es war wohl der 29. Januar 1945. Ich befand mich des vormittags
 kurz vor elf Uhr im Schlachterecken um auf Marken einzukaufen.
 Plötzlich stürzte ein Trupp in den Laden, und brachte die Worte hervor,
 der Russe ist da. Alles ging schnellsten auf die Straße. Die ersten
 Panzer kamen, und man konnte noch beobachten, wie die ersten
 Reiter im Sturm den Bahnhof und die umliegenden Häuser besetzten.
 Alles verschwand in den Häusern. Man wartete nun ab, was wohl
 kommen würde. Am Abend ging jeder in seinem Keller, um dort
 nach etwas Schnitz zu suchen. Von der Ober grallte der Geschützsalven
 unangenehm. Man hatte noch etwas Hoffnung, doch noch bekräftigt
 zu werden. Doch es begann mit Schrecken. Des nachts würden die
 Truppen eingeschlagen. Das Vieh wurde herausgelassen. Man hörte
 nun noch das schlagen und hei hei der Russen. Am nächsten
 Tag wimmelte alles von Russen. Niemand kam jede Wohnung an die
 Reihe. Die Männer wurden aus den Häusern geholt. Frauen und
 Mädchen sowie Kinder durften sich keiner Ungewaltigen

widersetzen. Wir kapten den Bootshofs mit noch einer Familie unser
Haus zu verlassen. Wir gingen zu Bekannten, die außerhalb der Stadt-
mauer in einem Siedling wohnen. Hier fanden wir ein wenig Ruhe.
Es waren wohl acht Tage vergangen. Dermalde wurde von den Russen
als Kerastadt erklärt. Alles umfiel fort. Unser nächstes Ziel war das
Nachbardorf Sella. Der Truck vertheilte sich in den Häusern. Wir fanden
bei dem Baum Gabriel unser Unterkommen. Jeder kleinste Raum
war überfüllt. Es begann wieder eine Nacht voller Angst. Alle paar
Minuten kamen andere Russen. Fast jeder stand unter schwerem Alkohol.
Durch einen Dolmetscher (Deutschpate) wurde uns von einem Russen
gesagt, In zehn Minuten sollen drei Uhren auf dem Tisch liegen,
sonst würden wir alle erschossen. Dasselbe erklärte er vorher in einem
anderen Raum. Als der Russe zurückkehrte, sagte der Dolmetscher ihm;
daß niemand eine Uhr hätte, sondern Stannarden hätten schon alle
mitgenommen. Da begann der Russe zu tobem richtig mit dem Gewehr.
Halben auf dem Tisch und sagte: Wenn in fünf Minuten keine
drei Uhren auf dem Tisch liegen, werden alle erschossen. Der Dolmetscher
übersetzte es uns in Tränen. Alles fing an zu weinen. Die Kinder
hängten sich an ihre Mütter. Jeder der noch ein Schmuckstück besaß,
legte es auf den Tisch. Plötzlich knallten im andern Raum zwei
Schüsse, und ein schreckliches Gekrei. Jeder glaubte nun selbst an der
Reihe zu sein. Der Russe kam. Als er statt der Uhren andere Sachen
erblickte, begann er wieder zu grollen. Einige goldene Trauringe ließ er
in seiner Tasche verschwinden. Alle anderen Sachen, die ihm werthlos wä-
ren, warf er von sich. Als dann nachmals unter gewaltigen Schallknall
und Schreien verließ er das Haus. In dem andern Raum hatte er zwei
Männern angeschossen. Dem einen waren beide Arme durchschossen, dem
andern wurde die Schulter verletzt. Notdürftig konnte wir alles verbunden
werden. Was aus den beiden Männern geworden ist, habe ich nicht mehr
erfahren. Wir sind am andern morgen in kleine Trucks weitergezogen.

Durch große Taunenwälder führte uns der Weg zur Brückensmühle.
 Es war eine ehemalige Försterei. Nicht weit entfernt lag die Mühle, welche
 von den Russen schon vernichtet war. Längliche Gebäude waren schon von
 Flüchtlingen überfüllt. Wir fanden noch etwas Platz in einem Stall. Es
 vergingen Tage und Wochen. Täglich war man den Wünschen der Russen
 ausgesetzt. Die schlimmsten Treuen opferten sich des nachts ab. Abdam
 würden Frauen und Mädchen gesucht. Pungelich trief es drei Tage ins Kesselt
 zum arbeiten. Fort ging es im Auto. Plötzlich kehrten einige Frauen am
 nächsten Tag zurück. Sie hatten kein Kesselt gesehen, sondern waren in
 einem Bauernhaus gelandet. Hier umfisten sie mit Essen und reichlich
 Alkohol zu sich nehmen. Außerordentlich folgten Inzestverbrechen. Jeder
 konnte dem sehen, wie er den Weg zurück fand. Einmorgens um
 sechs Uhr erschienen wiederum viermal Russen. Es trief in zehn Minuten
 alles raus. Wir packten unsere Handwagen und machten uns zum Truck
 bereit. Doch niemand umfiste merem. Der Besitzer des Staltes, jener
 welcher gut polnisch sprach, umfiste zurück bleiben. Abdam würden nach
 einige Männer aus unserem Truck zurückgehalt. Darunter auch ein 16 jähriger
 aus Bonn. Er war mit seiner Mutter nach dem besten matriert. Die Mutter
 lebte den Russen unter vielen Frauen ihren Jungen doch an lassen. Der Russe
 hatte kein Verstand, der Junge umfiste mit zurück. Wir sahen weiter.
 Links und rechts der Straße waren die Russen am Werk alles in Brand
 zu setzen. Es waren einige Kilometer, und wir erreichten das größere
 Kirchdorf, Rügenwalde. Hier befanden sich schon Tausende von
 Flüchtlinge auf der Chaussee. Die ganze Dorfstraße alles war verstopft. Die
 Beamten des Dorfes schickten ebenfalls den Befehl die Häuser zu verlassen.
 Weitersehen dürfte niemand alles was von Russen versperrt. Es verging
 eine ganze Zeit, plötzlich setzte sich der Truck in Bewegung. Ingleich
 begann die G. P. U. zu rufen. Die jüngeren Männer, Frauen und
 Mädchen wurden aus dem Truck herausgehalt. Wenige hundert Meter weiter
 entfernt erfolgte dasselbe. Viele Mütter wurden von ihren Kindern getrennt.

Der Truck ging weiter. Wir erreichten Graf-Wörstwurts. Link hier war die
G. P. U. ruht am Werk. Es würde nachmals vorhört. Diesmal würde
auch mein Schwiegermutter gefasst. Sie würden in ein an der Landstraße liegendes
Gefängnis gebracht. Unser Truck ging bis zum Abend weiter. Wir erreichten das
Dorf Strichbaum, Herr Soldin. Hier würden die Häuser gestürmt. Jeder wollte
einen Platz erweisen. Nicht zusammen gedrängt fanden wir ein Lager auf dem
Heuboden. Am nächsten morgen kehrte Herr Klatschbühnen von der
Stückmühle zurück. Das Bauernhaus in dem wir uns befanden, waren
zu Herrn Klatschbühnen gute Bekannte; wir erfuhren wir, was aus den andern
Männern geworden war. Sie alle waren von den Russen erschossen. Angeblich,
weil zwei russische Soldaten in der Nähe der Stückmühle erschossen sein
sollten. Unter den Toten befand sich der Gaudammwachtmann aus Grünrade
und der Lohnmeister aus Gröbbrise a. d. Oder. Herrn Klatschbühnen hieß man
später gehen. Wir gingen wir dabei uns einen Raum im Stadthall zu
übern, legten Stroch hinein und gingen hin zur Ruhe. Am diesem Abend
erwartete ich mein Kind. Man würde für mich ein kleines Raum im
Wohnhaus zurecht gemacht. Ein Bett mit einem Strochack war das
einzige, was noch vorhanden war. Einige Flüchtlinge gaben ihre Wolldecke
mit zur Hilfe. Unter finsternen Leuchtpänden, ohne jegliche Hilfe, brachte
ich am morgen mein Kind zur Welt. Uns sagt würde ich von meinen
Schwiegermutter und den Flüchtlingen. Doch es fehlte an allem. Als einige
Männer bei uns waren würde ein Stück Vieh abgechlacht. Von den großen
Viehherden, welche nach dem Osten getrieben würden blieb so manches zurück.
Doch jetzt wagte es niemand. Kartoffeln waren reichlich vorhanden, doch es
fehlte das Salz. Hier in Strichbaum vergingen drei Tage. Bis es eines
morgens hieß, alles in zehn Minuten raus. Link ich mußte das Bett
verlassen. Ich wickelte mein Kind in eine Wolldecke und schloß mich den
Truck an. Wir zogen durch viele Dörfer. Überall befanden sich die Menschen
auf dem Weg. In einem Haus entdeckte ein Flüchtling einen Wäschekorb.
Hier konnte ich mein Kind hineinlegen. Es war für mich eine große

Verleicherung. Durch große Unmenge mühten wir am Nachmittage wieder das
 Dindorf Rügenwalde. Hier trieben die Zivilisten ein schwarzes Spiel.
 Am Abend erschienen sie mit den Russen. Es wurde uns erklärt, morgen
 früh um 6 Uhr alles packen zum Arbeiten. Wenn wollten wir uns am
 nächsten morgen gleich auf den Truck begeben, um der Bunde zu ent-
 kommen. Doch es war kaum hell geworden, da erschienen schon die
 Russen und Polen. Alles wurde aus den Häusern geholt. Ganz alle zerbröckel-
 teute sind ich mit dem Säugling dürfen ins Haus zurück kehren. Alle anderen
 mußten folgen. Unter Bewachung wurden sie nach Waritz gebracht. Dort
 befanden sich tausende von Menschen. Sie mußten große Wälder schlagen,
 soden usw. Es wurde ein Fliegplatz hergestellt. Es war von Rügenwalde
 eine Stunde Fußweg. Abends um zehn Uhr kehrten sie wieder zurück.
 Jeder arbeitende konnte sich aus der Küche im Dorfe Kartoffelsuppe und eine
 Scheibe Brot holen. Die Suppe war aber nicht zugenügsen. Am nächsten Tag
 konnten viele nach der schwarzen Arbeit nicht den Weg antreten. Die Polen
 erschienen dies mal mit Schlappstöcken, alles wurde herausgepeitscht. Es
 war Nervenserrigend, wenn die Polen einen sagten. Jetzt seid ihr in
 der Falle drin, und da werdet ihr nicht wieder heraus kommen.
 Man mußte nicht wo sich die Straut aufhielt, und wenn es puden
 würde. Alles kehrte von der Arbeit niedergeschlagen zurück. Denn was
 sich auf dem Fliegplatz abspielte, war fürchterlich. Am dritten Tag
 schied meine Schwiegermutter aus dem Leben. Mit 55 Jahren in die
 sind Schnee zum Fliegplatz war zu viel gewesen. Hilfskräfte machten
 im Garten nahe am Hause eine Grube. In etwas Heu legten wir sie
 ein letztes Ruhe. Wie 12 jährigen Junge sollte ein schlauer Holzkrü-
 dran. Einem Tag später, es war der 2te März mußten wir des
 mitwegs des Dorf verlassen. Es hieß nach Landsberg. Die meisten
 Mütter befanden sich ein Arbeit auf dem Fliegplatz. Die Kinder
 würden ihm gerätigen, mit uns weiter zu ziehen. In jedem Dorf wo
 wir hinkamen, schlossen sich meine Trecks an. Es ging alles unter

russischer Bewachung vor sich. Am Abend umfielen wir in einem
Dorfe übermachten. Am nächsten morgen ging es wieder weiter. Rechts
an Straße ging unser Truck. links rollten Panzer und Lastkraftwagen.
Fast sämtliche LKW wurden von russischen Wägen geladen. In der
Mitte der Straße führen die Sanjwagen. Unser Truck zählte 20.000
Flüchtlinge. Russische Kameleite begleiteten uns unsern Truck.
Obwohl das geringste Essen ging es den ganzen Tag weiter. Bismal
sähten sich uns ein Zug von tausenden Kriegsgefangenen. Die Russen
jagten uns auf die Felder. Am weiten gingen kleine Kämpfe, wo kommt
ihm her. Man hörte Knirschen. Diese Menschen sahen wie wandelnde
Leichen vorüber. Am späten Nachmittage erreichten wir Landsberg. Hier
umfielen wir jeden sehen, daß es ein unerkennbares Land. Wir sind von
einer Straße zum anderen gezogen um ein Leeres Haus zu finden. Die
meisten Häuser waren von Russen besetzt. Ein großer Teil von
polnischen Familien bewahrt. Die Stadt war vollkommen zer-
stört. Wir fanden unerkennbar in einem Hause Knistruerstr. 30
Hier fanden wir noch sämtliche Wohnungsrichtungen vor. Wir spä-
borten uns mehrere Räume, welche sich in einem furchtbaren Zustand
befanden. Mit großer Freude stellten wir fest, daß das elektrische Licht
in Ordnung war. Nun kam man sich schon etwas menschlich vor. Es
fehlte nur das Wasser. Dieser umfielen wir einige hundert Meter weiter
uns eine Kaminstraße holen. Hierin wollte sich nie einhergeben. Es
war immer ein gefährlicher Gang. Auf der Straße konnte man das
Glück haben von den Russen zur Arbeit mitgenommen zu werden.
Ich brauchte mich besonders viel Wasser, weil ich einen Säugling besaß.
Die ersten Tage hatte ich für meinen Gebrauch. Am einen Abend über-
raschte mich plözlich ein furchtbares Blutsturz. Ich glaubte ich
umfielen zu sterben. Niemand der Flüchtlinge konnte mir Hilfe leisten. Es
war zehn Uhr, und nach acht Uhr stürzte kein Deutscher sich auf der
Straße anhalten. Am nächsten morgen traf zum großen Glück ein

Flüchtling, in dem Krankenschwester aus Bärwalde, Kreismark. Sie ging ins
 Krankenhaus zu Herrn Dr. Kleinmann und fragte um Rat. Spritzen
 erhielt ich mehrere Tage eine Spritze. Der Körper wurde gestillt. Doch ich
 war so schwach, daß ich meinen Kopf nicht zu heben vermochte. Der
 Dübel quälte mich entsetzlich. Doch keiner der Flüchtlinge konnte mir
 etwas bieten, weil nichts vorhanden war. Ab und zu wurde durch Anord-
 nung der Russen etwas Speckfleisch verteilt. Hirnen bekam ich dann
 etwas Broth verabreicht. Ich war nicht in der Lage mein Kind zu nähren.
 Es fand sich aber Rat. In einem nahe liegenden Hinterhaus, hielt eine
 Frau wahrlich eine Lüge verborgen. Obwohl sie selbst Kinder hatte, brachte
 sie jeden morgen ein kleines Töpfchen für mein Kind. So konnte es
 immer noch am Leben erhalten werden. Es vergingen viele Wochen. Von den
 Russen blieb ich verschont. Viele zeigten sich sehr mitleidvoll. Eines
 morgens kam wieder ein neuer Befehl. Alles muß sich zum nachmittag
 bereit machen. Es geht aufs Land zum arbeiten. Einige alte Leute, die sich
 kaum noch helfen konnten sind ich bleiben zurück. Alle anderen kamen
 auf Kostkräften zum fahrten fort. Einige Wochen später kamen einige
 wieder zurück. Sie wollten versuchen in unserm Wohnort Bärwalde zu-
 bleiben. Sie waren nach Gut Heimdorf, neun Kilometer von Landsberg
 entfernt gebracht worden. Dort hatten sie täglich schwere Feldarbeit vor-
 richten müssen. Mir trieb mich auch die Lüste. So einigermaßen konnte
 ich mich wieder auf den Weg bewegen. Jeden Tag zogen tausende
deutsche Soldaten durch unsere Straße. Alle wanderten ins große Gefangenlager.
Alle drei Tage, des morgens marschierten tausende wieder hinaus. Diesmal
waren sie sortiert. Viele sangen das Lied: O Du mein Heimatland. Sie
wandern zum Bahnhof geführt. Von dort sollten die Güterzüge zu fahrten.
 Ich faßte mich auch den Entschluß nach Bärwalde zurück zu kehren.
 In einigen Straßen befanden sich nach Bärwalde. Es wurde ein
 Tag festgesetzt wo wir ins zum Truck zusammen sollten. Des mittags
 Aufgang Mai verließen wir Landsberg. Es war wunderschönes Wetter. Mein

Kind hatte ich diesmal in einem kleinen Wagen, welchen ich in Landsberg
in einem Hause gefunden hatte. Der Wagen war jedoch kleiner wie die
Sicherheitskindermagen. Dieses war mein großes Glück. In unserem Truck
befanden sich einige Bismarck'sche Bayern mit Pferd und Wagen. Es waren
nicht mehr ihre eigenen Pferde, sondern ein paar lahme Reisspferde.
Am dem Wagen hatte ein Bismarck ein Handwagen angehängt. Im Falle die
Pferde ihm wieder abgenommen würden. In diesen leeren Handwagen setzte
ich meinen Kinderwagen. Ich mußte jedoch sehr vorsichtig sein, damit der
Kinderwagen nicht zur Seite kippte. Wir schafften bis zum Abend zweierzig
Kilometer. Im Walde vor Bismarck wurde übermachtet. In dem Dorfe
Bismarck sollten sich zahlreiche Salen befinden, welche uns wieder ver-
plündern würden. Ich hatte meine liebe Not, mit dem Kinde. Sogar wurden
uns die Russen aus dem Wald herausholen. Am nächsten morgen fuhren
wir weiter. Wir erreichten Bismarck, welches durch seine Hauptentwässerung,
bekannt ist. Auf unserem Truck nach Landsberg, waren die Russen am Werk
Handgranaten in die Tiefe zu werfen. Nicht fanden wir sie tracken geliebt
vor. Jedes Dorf, das wir erreichten, sah fastlos aus. Die Häuser waren
meistens von Russen und flüchtenden Salen besetzt. Am Mittag erreichten
wir Bismarck. Von weiter hinten sehen uns schau die Farben, des einzigen Rot
entgegen. In der Stadt sieht man die Schafe in einer Gärtnerei hatten die
Russen einen Friedhof für ihre Gefallenen eingerichtet. Alles war in rot
verschm. Ringsum der Kirche, welche mitten in der Stadt lag, befanden
sich ebenfalls Gräber russischer Soldaten. Der ganze Marktplatz war umstellt
von Russen. Unter ein und demselben Kiebel marschirten sie in Trüppchen
von einem Ende zum andern. Einige Schafswürge galten auch als Kerker.
Diese Schafen waren an jeder Seite des Bismarck'schen mit Tannenzweigen
und sonstigen Verzierungen geschmückt. In unserem Hause konnte ich nicht
einsehen. Es lag neben dem Gebäude der russischen Kinnern andauernd
würde daher nicht gestattet. Ich ging zum Siedling zurück. Hier fand ich
auch die Bekannten wieder in ihrem Hause. Zu meiner größten Freude

war auch mein Schwiegervater zu urkund. Er hatte das Glück gehabt den
 Russen zu entkommen. Hier in der Siedlung blieben wir acht Tage, ab dann
 gingen wir zu Bekpunteu in die Stadt. Mein Schwiegervater war Elektriker.
 Er erhielt den Befehl eine Lichtmaschine in Betrieb zu setzen. Hierin
 würden die Kammandanten und einige Strofen mit Strom versorgt. Dies
 dank dürfte mein Schwiegervater auch sein Haus mit anschließen und es
 beziehen. Alles was an Rindflinkgeräten und sonstigen Sachen zu reparieren
 war, mußte mein Schwiegervater machen. Hierin konnte er sich täglich für den
 Brinke ein Mittagessen holen. Auf der Kammandantur befand sich noch
 ein Dolmetscher aus Sibirien. Der Junge war wohl 16-17 Jahre alt.
 Während des Krieges hat er einige Jahre in Deutschland verbracht. Von
 den Russen wurde er Diktor genannt, und konnte fließend deutsch
 sprechen. Dieser war meinem Schwiegervater sehr zuvorkommend. Ohne das
 es einem sehen dürfte, brachte er meinem Schwiegervater einen Rindflink-
 apparat. Ab und zu konnten wir die Nachrichten. So vergingen wieder
 Wochen. Des Samstags trafen die Polen ihre Gesellschaften. In Bismarktschen
 kamen sie herbei gefahren. Ab dann unterschrieben sie das Protokoll. Einige
 Männer in weißen Schuhen sind weißen Handschuhen. Sie sind mit Stahlspitzen
 sind rot geschminkten Köpfen. Wie man es sich kaum von einem Polen
 vorstellen konnte. Aus Daitchen holte man das Roholz zusammen. Man
 würde man verarbeitet und mußte den Polen Dienste leisten. Um für meine
 Kind etwas Zucker zu bekommen, stopfte ich für Polennädchen Krämpfe
 und machte ihre Kleider in Ordnung. Alle anderen Daitchen mußten
 jeden morgen um 6 Uhr vor der Kammandantur antreten. Um dem
 Dolmetscher bekommen alle ihre Arbeit zuzumessen. Viele mußten Strofe
 fegen, Schmutz von den Höfen räumen, Panzerwagen waschen und Feldarbeit
 leisten. Als Bewachung war hier die polnische Melir eingesetzt. Wenn sie
 in den Uniformen unserer ehemaligen Kriegshilfsdieneres durch die Strofen
 marschierten, konnte man sie nur als Bauditen bezeichnen. Diese Melir
 hatte auch ihre eigene Kammandantur, fünf Meilen von der Stadt, man sah sich

zum größten Teil Feldschützen sind ganzou bepanzert, was alles von polnischen
Soldaten belegt. Diese gerieten oft mit den Russen in Streit. Die russischen
waren sie ausständig. Man konnte ruhig die Landstraße entlang gehen, ohne
das einer einem etwas sagte. Diese Soldaten hatten ihre Kränne andauernd
gegenüber der russischen. Am einem morgen erklärte plötzlich der russische
Oberbefehlshaber, das alle Deutschen über die Oder müssten, welche keine Beschei-
digung von der Kränne andauernd hatten. Wenn es nun vor sich gehen
würde würde keiner. Ein Arbeit brauchte niemand. Es war wohl der
mittags 12 Uhr. Niemand trug es alles auf dem Sportplatz putzten. Die
Hunde roste ein besoffener Russe durch die Straße. Alles was ihm in die
Grüne kam trieb er zum Sportplatz. Viele mussten ohne das geringste
mit zusehen zum Sportplatz. In den Häusern kamen einige polnische Soldaten
Alle die keine Bescheinigung vorweisen konnten, mussten sich möglichst
schnell fertig machen. Wir blieben zurück, weil mein Schwiegervater eine
Bescheinigung hatte. Am nächsten Tag würden alle Deutschen zum Sport-
platz unter polnischer Besatzung über die Oder geführt. Den ganzen
Nachmittags und die Nacht hatten die Menschen noch auf dem Sportplatz
verbringen müssen. In der Stadt war es nun totaler. Nur wenige Familien
waren zurück geblieben. Man wagte sich kaum auf die Straße. Diese
wenigen Deutschen bekommen jetzt ihre Arbeit von den Polen zugewiesen.
Jeder wollte nun vorziehen über die Oder zu kommen. In wenigen Tagen wollte
man auch die russische Kommandantin nach Aschersleben ziehen. Man
würde ganz vertrieben. Wie nun fortzukommen, um nicht beim Polen zu
bleiben. Einige Deutsche meldeten sich zum Dichtreiben. Die Hüter den
sollten ebenfalls nach Aschersleben. Hierin konnten wir uns nicht melden,
weil ich das Kind hatte. Die Kommandantinnen für den umliegenden Dörfern
kamen alle. Es würde nun drei Tage vor dem abziehen Abschied gefeiert.
Im Garten hatten die Russen eine Dialekt singensicht. Hier saß eine kleine
Kapelle und spielte einem Schlegel nach dem andern. Es würden auch deutsche
Schlegel gespielt. Einige Mangeln machten hierin ihren Volkstanz.

Ob Offizier oder Mannschaft, alles war vom Alkohol berauscht. Die Tage
 gingen vorüber. Die Russen machten sich im Abfahrlager bereit. Mein Schwiegervater
 bat den Kommandanten uns mit zu nehmen. Er ersuchte, daß kein Platz ver-
 handelt wäre, Dulten hier bleiben. Wir verloren nun alle Hoffnung, und waren
 sehr trübselig. In erste Kastrig fuhr ab. Am nächsten Tag sollte der letzte
 fahren. Auch dieser kam. Mein Schwiegervater ging noch einmal zum Komman-
 danten und bat ihn uns doch mit zu nehmen. Hier auf antwortete er, fertig
 machen, mitfahren. Auch wir haben wir uns gefreut. Es war der 15. Juli 1945
 am Tage meines Geburtstages. Wir packten schnell unsere wenigen Habe,
 Bündelwagen und ein zweirädriger Kamm mit. Auf dem Kastrig befanden
 sich zwei kleine Faßfässer mit Wodka. Hier auf befanden wir genügend Platz.
 Der kleine Dalmatiner Fikol mit seinen russische Soldaten und einige
 russische Mädchen nahmen auf dem Wagen mit Platz. Der Anhänger
 unseres Kastriges war ebenfalls beladen. Hier auf befanden sich auch einige
 Haumel. Im Führerhaus des Kastriges befand sich ein Offizier. Der Komman-
 dant begleitete unseren Kastrig in einem Turunwagen bis zum Ort. Die
 Soldaten übernahmen, sollte unser Kastrig seinen Weg allein fort. Am
 Abend machten wir Rast im Wald. In einem großen Käseblock wurde halt
 gemacht. Die Einwohner des Dorfes mußten die Käseblock öffnen. Im ersten
 Block bei einer Familie wurde Quartier gemacht. Russische Soldaten schlachteten
 zwei Haumel, welche sich mit auf unserem Kastrig befanden. Russische Mädchen
 bereiteten hier eine Nudelbrühe. Darin wurde Weißbrot gegessen. Wir
 alle mußten uns mit dem Fisch setzen, und konnten essen soviel wir
 wollten. Die Familie war hierüber sehr froh, denn es fehlte ihnen schon
 lange an Lebensmitteln. Alles was vom Essen übrig blieb konnten sie
 behalten. Nach dem Essen bekam jeder ein Wodka. Die Russen
 sorgten dafür, daß mein Schwiegervater, das Kind und ich in der Wohnung
 einen Schlafplatz erhielten. Die Familie stellte ihre Betten im Verfügung.
 Die Russen selbst gingen zum Kastrig zurück, und legten sich dort
 in Ruhe. Am frühen Morgen ging die Fahrt weiter. Als wir über den

erwarteten, verhiessen wir den Kosteng. Der irrische Offizier reichte uns die
Hand und verabredete sich nicht heimlich. Mein Schwiegervater den
zweirädigen Handkarren und ich mit dem Kinderwagen setzten wir den
Weg fort. Unser Ziel war Xizao bei Magdeburg. Es war die Heimatstadt
von meinem Schwiegervater. Dem ersten Tag schafften wir 38 Km. am
zweiten 28 Km., am dritten 18 Km. und 13 Km. mit der Bahn. Als wir
Xizao erreichten lag die Stadt im schönsten Spinnwebnebel. Die Leute
gingen in bester Kleidung. Es war keine Spur vom Kriege vorhanden.
Wir sahen uns wie die Zigeuner. Die Verwandten kamen uns nicht wieder.
Mein Schwiegervater fand bei seinem Schwager Unterkunft. Das Kind
und ich kamen in Xizao. Wir wurden völlig neu eingekleidet. Dem
Essen fehlte es nicht. Die Xizaoer hatten ein Stapelwarengeschäft, so
war noch vieles vorhanden. Der Zustand meines Kindes, welcher vom Arzt
als hoffnungslos gehalten wurde, besserte sich zum Guten. In kurzer Zeit
hatten wir uns auf das Beste erholt. Wir verlebten schöne Tage. Oftmals
wurden wir von den Russen gestört. Es wurde kaum wiederholt Xizao
nach Xizao durchgeführt. Im August 1945 erhielt ich das erste
Lebenszeichen von meinem Mann. Er befand sich im Westen. Seine
kleine amerikanische Gefangenschaft hatte er hinter sich. Nun war er
vom Ungläubigen zum Glaubigen eingewandelt. Mitte November ging
mein Mann über die Grenze und kam nach Xizao. Seine Absicht
war uns nach dem Westen zu haben. Ich legte schnell den Entschluß.
Anfang Dezember 1945 überschritten wir die Grenze bei Friedland. Fast
acht Tage waren wir unterwegs. Hier im Westen auf fünf Kirchen fanden
wir ein Unterkommen. Es ist ein kleines Zimmchen, welches uns schon
ein Jahre als Wohn- und Schlafraum dient. Alle Wünsche nach einem
größeren Wohnraum blieb erfolglos. Ein Kind zu haben, welches alle
Stapazien überstanden hat, trotzdem war man fast gesund zu sein. Mein
Mann hatte bisher seine Arbeit als Mechaniker bei der 5. Magazink in Kiel.
Doch scheint sich jetzt, das Leben wieder zu verdunkeln. Dies Arbeitsmangel

würde mein Mann am 11.6.49 arbeitslos. Hoffen wir, daß wir noch einmal
eine bessere Zeit entgegen gehen. In allem unserm Besten zurück behalten.

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

Pastor Heinz Heinrich

Ⓜ Brunsbüttel/Holst.

Telefon: 133

ZS/A-2 / 03 - 30

Brunsbüttel, den 25. Juni 1949

An die
Schriftleitung "Christ und Welt"
Stuttgart
Steingrüber Weg 7

27. JUNI 1949

Betr.: Ostdeutsches Schicksal

Ich habe meine Schwiegermutter gebeten, für Sie einen Bericht über ihre Erlebnisse in der Neumark zu liefern. Meine Schwiegermutter, eine Pastorenfrau, hält sich in der russ. Besatzungszone auf und wünscht nicht, genannt zu werden. Für die Echtheit des Berichtes bürgere ich. Evtl. Rückfragen etc. bitte ich über meine Anschrift zu leiten.

Der Bericht geht Ihnen zu Ihrer Verfügung als Anlage zu.

H. Heinrich

Schicksale in der Neumark 1945

Die nahe der Oder gelegenen Teile der Neumark waren 1945 monatelang der Schauplatz schwerster Kämpfe. Mir selbst war der Kreis Oststernberg 23 Jahre Heimat und Arbeitsstätte. Dieses alte, deutsche Gebiet, noch zur Mark Brandenburg gehörig, mit den Schlössern der Ordensritter, mit seinen kleinen, sauberen Städten, den grossen, wildreichen Wäldern und herrlichen Seen, mit den weiten, fruchtbaren Strecken wohl bebauten Ackerlandes und ertragreichen Wiesen war unzähligen fleissigen und friedlichen Menschen eine Heimat. Als ich das Land im Spätherbst 1945 verlassen musste, war es wüst und öde - ver-sumpfte Wiesen und Weiden, verkräutete Aecker, leere Häuser, geschwärzte Ruinen, geschändete Kirchen, zerstörte Kirchhöfe. Und dazwischen lag eine Zeit furchtbarer Geschehnisse, tiefsten Leidens, unvorstellbar für diejenigen Menschen, die sie nicht erlebt haben. Zahllose Einzelschicksale könnte ich er-zählen, Begegnungen, traurig und schrecklich wie Sagen und Geschichten aus den Zeiten der Hunnen und Tartaren, aus der Zeit des 30 jährigen Krieges.

In den letzten Januartagen 1945 kamen Flüchtlinge auf allen Landstrassen, die von dem Vordringen der russischen Truppen erzählten. Unsere Behörden aber betonten stets, die Front werde gehalten. Bald waren die Strassen vollkommen verstopft, viele kamen verzweifelt von Küstrin zurück. Die Oderbrücken wurden gesprengt, und damit waren wir abgeschnitten. Alle Häuser waren überfüllt von vollkommen erschöpften Flüchtlingen, vor allem von Frauen und Kindern. In unser Dorf kamen am 7. Februar die russischen Truppen. Was in dieser ersten Nacht abspielte, war furchtbar. Verschiedene Männer und Frauen, die ihre Frauen und Töchter schützen wollten, wurden getötet. Alle Häuser wurden geplündert, und viele Frauen von der ältesten Greisin bis zum 12jährigen Kinde wurden geschändet. Wir alle, ohne Unterschied, litten dieselbe Not. Am nächsten Tage fanden wir einige junge Frauen, die sich mit ihrem Kindern erhängt hatten, da sie diese Qualen nicht weiter erdulden wollten. Aber wir waren alle so erstarrt von den erlittenen Schrecken, dass wir nicht mehr weinen konnten, sondern nur den Gedanken hatten: Sie haben es hinter sich! ~~Im~~ Hinter unserm Dorf kam die Front zum Stehen, weil sich die Festung Küstrin nicht ergab.

Nun fluteten immer neue Truppen durch die Dörfer, und alle raubten, plünderten und schändeten. Viele Dorfbewohner flohen in die einsamen Siedlungen des Warthebruches oder in die Wälder. Aber überall wurden sie aufgestöbert, keiner blieb verschont. Eine junge Lehrerin des Dorfes Anisch, die sich im Walde versteckt hatte, wurde gefangen. Splinternackt wurde sie auf der Landstrasse zurück gejagt, wo die Soldaten sie grausam peinigten. In Strassensgraben, in Senne und Morast auf Händen und Knien kriechend, kaum noch zu erkennen, erreichte sie ihr Dorf. Mittelmässige Menschen erbarmten sich ihrer. Der Pfarrer von Langenfeld wurde mit seiner 71 köpfigen Familie erschlagen, die Pfarrfrau von Maxfelde erschossen. *Vollständig und dann wachsam behandeln ist Pflicht.*

7 Tage nach dem Einmarsch mussten wir innerhalb 10 Minuten das Dorf räumen. Wir konnten nicht weinen, nur die Kinder schrielen. Wir drehten uns nur alle noch einmal um und sahen die Kirche auf dem Berge. 1000 Menschen mussten wandern. Und auf allen Strassen quoll es heran, aus Städten und Dörfern alles musste östlich zurück. Es begann die furchtbare Zeit, in der wir 3 Monate unherirrten, für Tage ein Dach über dem Kopf, dann weiter gejagt. Wir lagen in Bauernstuben, 20 Menschen auf dem Fussboden, in Scheunen, in Strohmieten, im Wald, X Schnee und Regen fielen. Und Tag und Nacht kamen immer wieder die betrunkenen Horden, plünderten, misshandelten, schändeten uns.

Am 9. Febr. wurde ich mit vielen Frauen auf Lastautos geladen. Wir mussten Flitzzeugrollbahnen bauen, Steine klopfen. In strömendem Regen, stiebendem Schnee hockten wir an der Landstrasse von morgens 6 Uhr bis abends 9 Uhr, Autoscheinwerfer bildeten die Beleuchtung. Morgens und abends gab es kaltes Wasser und ein Stück trocknes Brot, mittags eine Suppe aus ungeschälten, zerstampften Kartoffeln ohne Salz. Wir schluckten sie gierig herunter in der kurzen Mittagspause. Nachts lagen wir in Bauernstuben zusammengepfarrt auf den Russböden, totmüde. Aber immer wieder schreckten wir auf, wenn Stöhnen und Jammern in dem stockdunklen Raum die Anwesenheit der wachhabenden Soldaten zeigte. Völlig erschöpft brach ich am 3. Tag zusammen. Man schickte mich nach Haus, aber es dauerte mehrere Tage bis ich mein Ziel erreichte, weil ich immer wieder irgendwo liegen blieb. Als ich aber endlich das Dorf

27
Klein - 88 - 1-1943
erreichte, in dem ich zuletzt mit meinem Mann zusammen war, erzählten mir die anderen Frauen, dass inzwischen alle Männer von 15 - 60 Jahren angeblich zur Arbeit abgeholt worden waren. Wir haben nie einen von diesen annähernd 2000 Männern wieder gesehen oder überhaupt bis jetzt zum Jahre 49 etwas Genaues von ihnen gehört.

In der folgenden Zeit wurden wir immer wieder aus den Dörfern zusammengetrieben, mussten Erdarbeiten machen, Löcher in den Strassen ausbessern, Getreide für die Truppe dreschen usw. Schwerste Arbeit, sehr schlechte Verpflegung, Misshandlungen schlimmster Art war unser Los bei diesen Arbeitseinsätzen. Wurden wir nicht mehr gebraucht, entliess man uns am Ort und Stelle, oft nahe der Frontlinien. Dann mussten wir tagelang in mühseligen Marschen unsere Angehörigen suchen. Oft aber wurden grosse Transporte gesunder Frauen und Mädchen plötzlich in Viehwagen, eng gepresst verladen und nach Russland geschickt. Mir selbst gelang eine Flucht aus solchem Transport vom 11.00. Frauen und Mädchen aus unseren Dörfern. Von einer weiss ich bisher, dass sie zurück gekommen ist.

Dazu kam der Hunger. Wir hatten in unseren Dörfern viele Evakuierte aus Berlin, die nur von ihrem Kartoffel lebten. Seit dem Einmarsch der russ. Truppen gab es aber keine Kartoffeln mehr. Schon in den ersten Wochen hatten die Truppen alles Vieh fortgenommen und auch und auch alles Getreide. Die Bauern hatten Vorräte, aber sie wurden durch die Tausende von umherstreifenden russ. Soldaten immer wieder ausgeplündert. So litten wir alle bald grossen Hunger. Wir scharrten die Kartoffeln aus den Mieten, in eissenden Gefässen fanden wir auch manchmal noch Korn in den Scheunen. Wir schnitten es ab und zerkleinerten die Körner. Ich selbst habe in diesen 3 Monaten 25 kg abgenommen. Viele alte Leute und Kinder starben. Schrecklich war das Los der Säuglinge: die Milch der Mütter versiegte, und sie mussten zusehen, wie ihre Lieblinge verhungerten. Während waren die Beerdigungen. Sorge hatten wir nicht, wir schlugen die Leichen in Tücher. Aber immer fand sich ein kleines Trauergefolge, die ein paar Blumen oder Tannenzweige in der Hand hielten. Und immer wurde wenigstens ein Vater unserer gesprochen, oft klang auch eins der Kirchenlieder dünn und armselig über das Grab, das bald der Wind verwehte.

Es gab viel Güte und helfende Nächstenliebe und heldenartige Aufopferung unter uns. Wie oft haben Mutter oder andere Frauen freiwillig das schwerste Los auf sich genommen, wenn es galt, ein halbes Kind vor den Schrecken zu bewahren. Nie werde ich vergessen, wie eine unserer Konfirmantinnen, ein liebes, gutes Kind, auf dem Knie lag und um Hilfe schrie. Die Mutter war fortgeschleppt, aber 4 Frauen boten sich freiwillig um das Kind zu retten. Sie war ja erst 13 Jahre.

... In der ganzen Zeit hatten wir keinen Arzt, keine Hebamme. Unsere beiden Aerztinnen waren krank, selbst in schwerster Not und ohne jede Hilfsmittel. Wir mussten uns selbst helfen und machten oft verzweifelte Auren. Dazu kam noch, dass viele Frauen nach einiger Zeit bemerkten, dass sie mit ekelhaften Krankheiten angesteckt worden waren. Ohne Medikamente litten sie seelisch und körperlich entsetzlich.

Aber ich darf auch nicht vergessen, wie tapfer die meisten Frauen ihr Los trugen. Immer wieder wurden die Netze gewaschen und geflickt, immer die Kinder zur Sauberkeit und Ordnung angehalten. Aber ihre Seelen konnten wir nicht vor dem Schmutz bewahren. Kinder mussten mit waschen, wie ihre Mütter und Geschwister das bitterste Frauenlos erlitten. Kinder mussten stehlen, damit sie nicht verhungerten. Verzweifelt und jammernd streckten die Kleinen die Arme aus, stumm und hassvoll starrten die Grossen, wenn die Mütter für die Transporte nach Russland fortgeschleppt wurden. Nie wurde bei all diesen Verschleppungen von Frauen und Männern nach Beruf, Parteizugehörigkeit oder dergl. gefragt.

Auf unseren Wanderungen kamen wir in viel Städtchen und Dörfern, überall war das gleiche Bild der Verwüstung. Wie Schaefflocken wehten die verstreuten Bettfedern, in den verlassenen Häusern alles besudelt, zertrümmert. Die Kirchen, auch die altherühmte Ordenskirche in Sonnenburg, waren ausgeraubt. Im Strassenschmutz fand ich kostbare, uralte Werke der Berliner Staatsbibliothek. Überall lagen halb verächtet die alten, wertvollen Kirchensbücher herum, Kruzifixe entzwei und beschmutzt, Abendmahlsgesetze besudelt, wertvolle Möbel und Kunstgegenstände aus den Schlössern zerschlagen. Selbst die Friedhöfe waren nicht verschont geblieben, die Denkmäler umge-

3) ,worfen und die Gräber geschändet.

ZS/A-2/83 - 32

Als Ende April Küstria gefallen war, und der Vorstoss auf Berlin begann, durften wir in unsere zertrümmerten Dörfer zurück. Wir waren krank zermürbt und elend, aber es ging helm. Als die Spitze unseres Kirchturms auftauchte, war es uns wie ein tröstender Gruss. Viele Häuser waren vom Militär besetzt, aber wir fanden alle reichlich Platz, denn es fehlten ja so viele, viele Menschen. Wir hatten uns an die Schrecken des Krieges gewöhnt, wir waren hart geworden. Und doch wurden wir stumm und bleich vor Entsetzen: in allen Häusern wartete man durch Federn, denn alle Betten waren aufgeschlitzt alle Polster zerschnitten. Ekelhafte Verschmutzungen, zerschlagenes Geschir/z zertrümmerter Hausrat, verwesende Menschen und Tiere, Wäsche und Kleidung in Jauchegruben, Es so fanden wir unsere sauberen und gepflegten Heimstätten wieder. Das Pfarrhaus war nicht frei gegeben worden, aber auf der Dorfau, lag der halb zertrümmerte Konzertflügel, im Garten tausende wertvoller Bücher, die die Familie des Pfarrers in lebenslanger Mühe zusammen getragen und gehütet hatte. Die vielen wertvollen Kunstwerke, Porzellan und Möbel waren nach Russland abtransportiert worden, der Rest lag zerschlagen umher. Der Pfarrer war mit dem anderen Mannern verschleppt.

Mit rührendem Fleiss schufen die Frauen Ordnung, und das Pfingstfest konnten wir in einigermaßen menschlichen Verhältnissen erleben. Mit vielen Bitten gelang es vom Kommandanten die Erlaubnis zu bekommen, die Glocke zu läuten. Wir redeten ihm ein, wir könnten sonst seinen Befehl um 8 Uhr die Strassen zu räumen nicht befolgen, weil wir keine Uhren mehr besaßen. Am Pfingstsonntag machte ich mich auf dem Weg nach der endlich frei gegebenen Kirche. Die Natur hatte uns in diesem Frühjahr mit seltener Fülle gesegnet, als wollte Gott uns einen Trost senden in unserer Not. Strahlend blau wolbte sich der Himmel, Flieder und Schneeball und die Kestaneen ~~alles~~ blühte und duftete auf einmal, und die Vögel jubilierten. Aber mein Herz erstarrte, als ich eintrat. Ein Magazin, zeitweise ein Pferdestall - dazu hatte unser Gotteshaus gedient. Alles war zerschlagen, beschmutzt, die Orgel zertrümmert. Nur die Glocke hing an alter Stelle, und doch verklärten sich die Gesichter aller, trat jeder vor's Haus, als ich an jenem Pfingstsonntag mit tränenblinden Augen den Strag zog und nach alter Sitte das Fest einleitete. Unsere Glocke schickte ihren Gruss tröstend den gequälten Menschen.

Ein polnischer Bürgermeister und der Russ. Kommandant regierten hart. Alle von 14 - 70 Jahren mussten arbeiten, teils in den Ländereien, teils in der neuen Munitionsfabrik. Aber die Verschleppungen hatten aufgehört, die Belästigungen nachgelassen. Dafür sahen wir täglich die Lastautos voll Menschen hauptsächlich Männern aus den eroberten Gebieten und Berlin durch unser Dorf jagen, auf der Hauptstrasse nach Posen, wo die Verladungen nach Russland begannen, lag gepresst, stehend, riefen sie uns die Abschiedsworte zu.

Wer nicht arbeitete, bekam nicht zu essen. Es gab überhaupt nur kleine Brotzuteilungen. 2mal von Anfang Mai bis zum 1. Juli gab es für die Brotenden eine ganz kleine Ration Pferdefleisch. Mit grosser Mühe erreichten wir, dass die Kinder etwas Brot bekamen. Aber alle Alten und Kranken mussten von uns anderen mit ernährt werden. Aber bald gab es etwas Gemüse in den Gärten, auch Kartoffeln fanden wir noch in den Mieten. Wir atmeten auf. In stillen Abendstunden fanden wir uns zusammen. Hier war noch ein Gesangbuch, dort eine Bibel. Lieder, ein gemeinsames Gebet - wir hielten uns zusammen, stärkten uns und hatten wieder etwas Hoffnung. Mutig taten wir unsere Pflichten und blickten getroster in die Zukunft?

Am 7. Juli ganz früh polnisches Militär ein, und es kam der Befehl, innerhalb 30 Minuten mussten alle deutschen Dorfbewohner ausmarschbereit auf dem Dorfplatz stehen. Mit Peitschen prägelter die Polen die Menschen, vor allem die Alten, die nicht schnell genug fertig wurden, aus dem Haus. In einem engen nordow eingepfercht, in glühender Julhitze, mussten die Leute vom Morgens bis zur stinkenden Abend stehen. Bei Einbruch der Nacht begann der jammervolle Ausmarsch. Im Wald wurden sie von dem polnischen Begleittruppen überfallen, und ihre letzte Habe wurde ausgeplündert. Ich selbst war bei einer russ. Formation beschäftigt und blieb noch dort. Tag und Nacht wanderten die Hunderttausende auf den Landstrassen, vertrieben aus der Heimat, beraubt, krank, müde und hoffnungslos.

Elend waren es fleissige, ordentliche, gute Menschen, die pflichtgetreu lebten und schafften. Noch heute sind die meisten von uns heimatlos, hoffnungslos, enttäuscht und umhergestossen, zerstört und beschmutzt wie unsere Dörfer und Kirchen. Wir versuchen zu schaffen, wir tun auch hier unsere Pflicht, aber wir fühlen uns fremd, wir bleiben Eindring-

... linge in saubere ordentliche Häuser und Dörfer, misstrauisch, ver-
ständnislos und kühl behandelt man uns. Nur selten fühlen wir trö-
stende Nächstenliebe. Wir alle, wir heimatvertriebenen Menschen aus dem
Osten - wir pressen die Hände zusammen, wir beten still und warten:
Auf den Frieden, auf die Heimat, auf unsere verschleppten Männer und
Frauen, 4 lange Jahre nun schon. Wir warten, warten, -warten.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

1295

Manuskript:

Mens. d. l. ch. k. t. e. n. e.

h. v. b. k. u. n. d. s. c. h. l. i. c. h. e.

von: P. a. o. h. n. F. e. i. n. w. i. c. h.

an: ~~V. o. n. s. t. a. t.~~ #

an: 2) B. o. n. a. p. a. r. t.

N. V. :

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Pastor Heinz Heinrich

⊗ Brunsbüttel/Holst.

Telefon: 133

ZS/A-2 / 03 - 34
Brunsbüttel, den 16. August 1949

An die
Schriftleitung "Christ und Welt"
Stuttgart
Steingrüber Weg 7

Betr.: Ostdeutsches Schicksal
Vorg.: Hies. Schreiben v. 25. Juni 1949



Ich schlage vor, dem Buch über das ostdeutsche Schicksal ein Kapitel beizugeben, in dem über "Menschlichkeiten trotz Unmenschlichkeit" berichtet wird. Dem dunklen Gemälde werden auf diese Weise Lichter beigegeben, die notwendig sind, besonders dann, wenn sie von Christus herkommen, dem Licht der Welt.

Ich habe meine Schwiegermutter, eine Pastorenfrau aus der Neu-mark, gebeten, solche Erlebnisse zu erzählen. Ich habe zwei ausgewählt und lege sie anbei vor. Für die Echtheit der Erlebnisse bürgere ich. Meine Schwiegermutter wünscht aus den in o.a.V. angegebenen Gründen nicht, genannt zu werden. Rückfragen bitte ich, über meine Anschrift zu leiten.

-Anlage-

Heinrich

Menschlichkeiten - trotz Unmenschlichkeit.

In unserer Zeit hören wir nur immer von Grausamkeiten und unmenschlichen Massnahmen. Da möchten wir manchmal verzweifeln. In unsere Herzen gräbt sich der Gedanke an Hass und Vergeltung. Auch ich habe viel Böses und Bitteres erlebt, viel Unmenschlichkeit gesehen und fühlte oft meinen Glauben an Menschlichkeit wanken. Aber kommen wir mit diesen Gedanken weiter? Wird es nicht nur schlimmer, wenn wir nur an das Böse denken und nur die bösen Geschichten weiter erzählen? Stärker als alles andere ist die Liebe. Ihr gehört der Sieg nach Gottes Willen. Deshalb will ich erzählen, wie ich in all den furchtbaren Zeiten Siege der Liebe und der Menschlichkeit erlebt habe.

Es war zu Ostern 1945. Wir waren zu einem Dreschkommando geholt worden. Das bedeutete täglich 12 Stunden schwerster Arbeit. Da es keinen elektrischen Strom mehr gab, musste mit dem Göpel gedroschen werden. Ich hatte die Aufgabe, den Göpel mit einem Pferdegespann anzutreiben; ein zweites Pferdegespann wurde von einem früheren Konfirmanden meines Mannes geführt. 12 Stunden mussten wir rund im Kreise laufen. Mittags wurden die Pferde ausgewechselt, wir nicht. Wir hatten einen kleinen, krummbeinigen Tartaren als Chef, der grausam und bössartig war, uns quälte und antrieb. Sein Feldwebel war ein Mann von über 50 Jahren mit einem grossen Schnauzbart. Er sah böse aus, wir fürchteten uns alle vor ihm. Aber bald merkten wir, dass er menschlich mit uns umging. Wenn der Chef nicht da war, verlängerte er die Mittagspause oder liess die Pferde füttern; das bedeutete auch für uns eine Pause.- Ostern nahte. Ob wir, wie immer an den Sonntagen, arbeiten mussten? Ich fasste mir ein Herz und fragte den Feldwebel. Er wiegte bedenklich den Kopf. Ich bat sehr. Wenigstens ein paar Stunden wollten wir Ostern feiern. Endlich brummte er: "Wenn ich Wodka für Kapitan bekomme, wird es gehen, ich will es versuchen." Der Junge, der mit mir den Göpel führte, erzählte mir, er habe eine fast unzerstörte, kleine Kirche gefunden. Am Abend konnten wir uns frei bewegen. Das Dorf war von Deutschen und Russen frei, nur dies eine Kommando lag auf dem grossen Bauernhofe. Der Junge führte mich zwei Gehölfe weiter, denn erkannte ich alles. Das Dorf gehörte zu einem entfernten Kirchspiel. Dort hatte es eine christliche Gemeinschaft gegeben, deren Prediger einen kleinen Betsaal hatte. Sonderbarerweise war nicht viel zerstört. Das Harmonium war noch in Ordnung, im Hof lag das Kruzifix. Ich räumte mit dem Jungen auf, wir säuberten den Raum und richteten ihn her, so gut es ging. Am Ostersonnabend war der Feldwebel fortgefahren. Gegen Abend kam er wieder und verschwand mit einem grossen Packen in seiner Stube. Dann sagte er zu mir: "Ich viel Wodka holen. Morgen Kapitan viel Wodka - und dann Ihr nicht arbeiten." Mit zwei Frauen ging ich abends zu dem Betsaal, und wir schmückten ihn mit Grün und Blumen. Es war in jenem Frühjahr so schönes Osterwetter, und in dem Garten des Predigers blühten die schönsten Frühlingsblumen. Am Ostermorgen standen wir früh auf. Unsere Wächter hatten schon am Abend eine gute Probe ihres Wodka genommen und waren nicht zu sehen. Nun waschen wir uns alle und machten uns feiertäglich, so gut es ging. Und dann schlichen wir zum Betsaal. Ich hatte auch ein paar Noten gefunden. Feierlich erklangen die alten Osterweisen. In einer kurzen Ansprache ermahnte ich uns alle, festzubleiben in unserem Glauben an Christus, den Gekreuzigten und Auferstandenen. Wir knieten nieder und beteten gemeinsam das Vaterunser. Plötzlich hörten wir eine brummende Männerstimme. Vor Entsetzen stockte uns die Sprache. Aber da stand unser Feldwebel - die Tränen liefen ihm in seinen Bart - und betete das Vaterunser mit uns in seiner Sprache. Dann bedeutete er uns, dass wir weitersingen sollten. Wir sangen noch zwei Lieder. Er bekreuzigte sich immer wieder und stand die ganze Zeit mit gefalteten

Händen dabei. Als wir unsere Andacht beendet hatten und an ihm vorbeigingen, sagte er zu jeder von uns den alten russischen Ostergruss: "Christus ist auferstanden!" und gab uns auf jede Wange einen Kuss. Darnach schlug er das Kreuz über uns. Er hat uns nicht verraten, und wir gingen alle gestärkt unseren Weg.-

Ich arbeitete zuletzt in einem russischen Hospital. Die Russen hatten mir versprochen, mich mit nach dem Westen zu nehmen. Die Polen wollten ja, dass alle Deutschen im Treck unter polnischer Bewachung ausziehen sollten. Ich hatte aber schlimme Füße und hätte die vielen Kilometer nicht laufen können. Es ging vielen Leuten so. Manche blieben auch unterwegs liegen und verkrochen sich in den verlassenen Dörfern. Das Hospital, in dem ich arbeitete, beschäftigte eine grosse Anzahl russischer Schwestern. Eine von ihnen, mit Schlitzaugen und einem von Blatternarben entstellten Gesicht, wurde oft von ihren russischen Kameraden und den anderen Schwestern verspottet und beschimpft. Ich wohnte allein in einem kleinen Haus. Mehrere Abende beobachtete ich, dass diese Nadja mit einem Körbe fortschlich. Eines Abends ging ich hinter ihr her. Sie trat in eines der verlassenen Häuser und kam erst nach langer Zeit wieder heraus. Als sie fort war, ging ich in das Haus. Zuerst fand ich niemand. Ich rief mit leiser Stimme. Da öffnete sich vorsichtig eine Stalluke und ein weisshaariger Kopf sah heraus. Eine Klappe im Pferdestall wurde geöffnet, eine Leiter heruntergelassen, und ich kroch herauf. Da fand ich zwei alte Leute, die schon von weither zu Fuss gekommen waren und hier zusammenbrachen. Sie erzählten mir, dass Nadja ihnen in dieses Versteck geholfen habe. Jeden Tag käme sie und brächte ihnen zu essen. Sie spräche kein Wort deutsch, aber sie brächte Salbe und Verbandzeug für die zerrissenen Füße, ja, sogar Wasser zum Waschen schleppe sie herauf. Meistens käme sie morgens gleich nach Sonnenaufgang und am Abend. Sogar Tabak für den Alten hätte sie nicht vergessen. Als ich sie später vorsichtig fragte, warum sie das täte, sah sie sich scheu um. Dann zog sie an einer elenden Strippe ein kleines, silbernes Kruzifix, das sie am Halse trug, hervor, küsste es und reichte es mir zum Kusse hin.-

ZS7A-2 / 03 37
Research I

Aus Jürgen Thorwald

~~Verbrechen Hitlers über 30.~~ II

HEINRICI, Gotthard

siehe ZS 66

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

Erinnerungen an die Flüchtlingstransporte 1944/45.Die Lage Ende 1944.

Während sich die Lage an den Landfronten im Jahre 1944 ständig verschlechtert und mit der Invasion zu einer akuten Krise verschärft, gibt es im U-Bootskrieg neuen Auftrieb. Neue Boots- und Torpedotypen lassen die Erfolgszahlen wieder langsam in die Höhe gehen. Nachdem der Nordatlantik im Herbst 43 fast vollkommen geräumt werden musste, operieren unsere Schnorchel U-Boote jetzt sogar in der Irischen See und unmittelbar unter der Englischen Küste. Junge, eben aus der Ausbildung kommende Kommandanten bringen zum Teil schon von der ersten Reise Erfolge mit Versenkungsziffern bis zu 35 000 Tonnen mit.

Trotz des sich ständig verschärfenden Luftkrieges ist die Zahl der monatlich neu in Dienst gestellten U-Boote ständig im Steigen. - Sie erreichte im April 45 ihren Höhepunkt mit 35 Booten.-

In der U-Bootsausbildung, die sich mit 6 U-Flottillen fast ausschliesslich auf den Raum Gotenhafen-Danzig konzentriert, herrscht entsprechender Hochbetrieb, um das notwendige Personal bereitzustellen. Als im Herbst 44 die Amerikaner durch wiederholte Verminung der Danziger Bucht den Ausbildungsbetrieb lahmzulegen versuchten, werden die gewohnten Übungs- und Torpedoschiessplätze kurzerhand aufgegeben und in provisorisch markierte Gebiete in der freien Ostsee nördlich Hela verlegt.

Russische U-Bootsgefahr?

Obgleich unsere Zielschiffe, die als wertvolle Handelsschiffe lohnende Angriffsobjekte für die russischen U-Boote darstellen, hier draussen, praktisch ohne jeden Schutz, Tag für Tag und Nacht für Nacht, immer auf demselben Fleck ihre Kreise um die Positionsböjen ziehen, erfolgt während der ganzen drei Monate kein einziger U-Bootsangriff.

Um so unerwarteter und erschütternder kam dann die Versenkung der Gustloff, Anfang Februar, die unter Anwendung aller erdenklichen und nur möglichen Vorsichtsmaßnahmen mit unbekanntem Kursen, Zick-Zack fahrend, in einer unsichtigen, dunklen stürmischen Nacht von einem russischen U-Boot torpediert wurde. - Ironie des Schicksals! -

Einfriergefahr und Verlegung der U-Bootsausbildung nach Westen.

Als in der Kälteperiode im Januar bei 20- 30 Grad unter Null und ständig näherrückender Ostfront mit der Gefahr des Einfrierens gerechnet werden muss, wird der Entschluss zur Verlegung der Ausbildung in die Lübecker Bucht und zum Abtransport der Arsenale und der Werftausrüstung nach Kiel gefasst. Innerhalb von zwei Tagen sind die Danziger Arsenale geräumt und das transportable Gut an Bord der beiden 26 000 TAPAG Schiffe Hamburg und Deutschland verstaут, die als Wohnschiffe für die 8. und 23. U-Flottille am Holm liegen. Einen Tag später erfolgt die Einschiffung der an Land wohnenden Familienangehörigen der Flottillen und des restlichen Stammpersonals.

Ü bernahme von Flüchtlingen zum Transport nach Schleswig-Holstein

Nachdem die Flottillenangehörigen auf engstem Raum untergebracht sind, wird der verbleibende Platz für die in täglich neuen Trecks aus Ost- und Westpreussen eintreffenden Flüchtlinge zur Überführung nach Holstein zur Verfügung gestellt. Der Flottillenchef, der die Überführung der U-Boote, und Fangboote von einem unserer Zielschiffe, dem Christian Sinding, aus leitet, überträgt mir die Führung der Deutschland. So wird als erstes mit dem Kapitän, dem I. Offizier und dem Obersteward, alles alte TAPAG Leute, ausgeknobelt, wieviel Flüchtlinge wir übernehmen können. Wir kommen auf 7 000 Köpfe unter Ausnutzung aller Möglichkeiten, zusätzlich zu den schon an Bord eingeschifften rund 500 Familienangehörigen, Flottillenpersonal und Stammesatzung. Dazu wird ein bis in alle Einzelheiten durchdachter Abwicklungsplan aufgestellt, um die Übernahme, die Betreuung während der Fahrt, etwaige Rettungsmassnahmen etc. reibungslos durchführen zu können. Ich habe 25 Offiziere, vom letzten Kommandanten Lehrgang, 30 Unteroffiziere und 95 Mannschaften zu meiner Verfügung für diese Aufgaben, ausserdem 47 Mann Flak-Bedienungen, für die in den letzten Tagen organisierten Flak-Maschinenwaffen der verschiedensten Typen und Kaliber, und das Funkpersonal der Flottillen-Funkstation. Das freie Personal wird in 26 Gruppen mit je einem Offizier, einem Unteroffizier und zwei Mannschaften eingeteilt, die jeweils für 350 Seelen zu sorgen haben und eine bestimmte Abteilung zur Unterbringung zugewiesen bekommen. Dieses System sollte sich in der Folge vorzüglich bewähren.

Am nächsten Morgen ist es soweit. Die Zuteilung der Flüchtlinge erfolgt über die Gauleitung. Alles klappt wie am Schnürchen. Es fängt eben an zu dämmern, da kommen die ersten Trupps, 500 bis 1000 Köpfe hoch, von Obrännern der Gauleitung geführt, durch die Danziger werft bei schneidender Kälte und eisigem Wind vor die Deutschland, um hier von uns in Empfang genommen zu werden. Über das vordere Fallreep geht es an Bord, zunächst in den Kinosaal, wo das Gepäck mit vorbereiteten Namenszetteln versehen und abteilungswise geordnet, fein säuberlich in Reih und Glied verstaут wird. Jeder behält einen Handkoffer oder Rucksack mit dem Lebensnotwendigsten. Der Rest wird abgegeben.

Hier gibt es die ersten Schwierigkeiten und viel Geduld und Überredungskunst ist erforderlich, um alte Mütterchen und Grossväter, die sich, von den unsäglichen Leiden und Strapazen der letzten Wochen verstört und misstrauisch geworden, unter gar keinen Umständen von dem Letzten, was sie aus ihrer Heimat gerettet haben, trennen wollen, von der Notwendigkeit dieser Massnahmen zu überzeugen. Es ist dies die erste Gelegenheit für unsere Leute um das Vertrauen ihrer Schutzbefohlenen zu werben und mit ihnen Freundschaft zu schliessen. Nicht weniger schwierig ist die Trennung der Frauen mit Kleinstkindern von ihren Angehörigen, die geschlossen in unserem "Säuglingsheim" d.H. dem Rauchsalon, einem hellen luftigen Raum untergebracht werden sollen. So gibt es immer wieder kleine Verzweifelungs-szenen, aber hier sind es vor allem die Vernünftigeren unter den Flüchtlingen selbst, die unsere besten Helfer und Stützen werden sollten. So wird auch dies geschafft.

Inzwischen wird in der Kombüse aus Schiffsbeständen die erste warme Mahlzeit gekocht und die Sonderverpflegung für stillende und werdende Mütter bereitgestellt. Für die Säuglinge gibt es warme Milch und Griesbrei. So kommt langsam Ordnung in den Betrieb, und gegen 23.00 Uhr ist der ganze Spul vorbei. Um Mitternacht ist es endgültig ruhig geworden. - Ich mache mit dem Kapitän einen Gang durch das Schiff. Unsere Flüchtlinge schlafen den Schlaf der Erschöpfung. Der erste Abschnitt ihres Leidensweges hat ein Ende gefunden. Sie fühlen sich zum ersten Mal seit Wochen wieder geborgen. Wärme, warmes Essen, vorstehende Hilfsbereite Menschen und - Schlaf! Man ist dem Russen, dem Schneesturm und der unerbittlichen Kälte entronnen. Es ist ja auch als habe sich der Himmel gegen alles Deutsche verschworen! - Und mit dem Schlaf beginnt auch der erste Schimmer neuen Lebensgutes in die Herzen dieser Kranken, gebetzten Menschen einzuziehen.

Um 24.00 Uhr noch schnell eine kurze Offizierssitzung. Ein Teller Erbsensuppe, ein Cognak, von HAPAGs gestiftet, und eine Zigarette frischen die Lebensgeister wieder auf. Und dann wird ausgepackt. 1000 Fragen und Schwierigkeiten tauchen auf, an die wir bisher nicht gedacht hatten. Und für alle muss eine Lösung gefunden werden und wird es auch! Es wäre ja auch gelacht, wenn es nicht so wäre, und 25 Offiziere, angehende U-Bootskommandanten, fast alle als Wachoffiziere auf Frontbooten gefahren, mit diesen Problemen nicht fertig würden! Motto: Kopf hoch, wenn der Hals auch dreckig ist! - So wird zunächst beschlossen einen ständigen Gepäckraum-Dienst einzurichten, entgegen unserer ursprünglichen Absicht den Gepäckraum bis Kiel endgültig verschlossen zu halten. Der eine hat sein Waschzeug, der andere verderbliche Lebensmittel dort gelassen, der dritte vermisst seine Wertsachen und möchte nachsehen, ob sie nicht doch noch bei seinem übrigen Gepäck geblieben sind usw. usw. Da kann man nicht hart bleiben. Dann wird ein Fundbüro und eine Zentralstelle "Wer sucht Wen?" eingerichtet. - Eine verloren gegangene Diamantnadel konnte einige Tage später dem Eigentümer innerhalb 5 Stunden wieder aufgestellt werden. - Ein "fliegender Lokusreiniger-Trupp" wird organisiert, besonders wichtig, denn die ersten Aborte waren schon nach 5 Stunden verstopft. Weiter wird geregelt: Die Aufstellung von provisorischen Papier- und Abfallkörben; ein Lüftungsplan, nach dem je 2 Abteilungen mit insgesamt 600 Flüchtlinge jeweils eine dreiviertel Stunde an Oberdeck spazieren gehen können, Besuchszeiten, Die täglichen Essensausgabezeiten, Beschaffung von Töpfchen für das Säuglingsheim, Waschmöglichkeiten, Seifenzuteilung und ein Trockenplatz für die Wäsche, etc.

Diese Offizierssitzungen haben wir täglich wiederholt, und täglich gab es neue Probleme.-

Dann ist auch für uns "Klar bei Hängematten". Das heisst, die Hängematten sind etwas imaginärer Art. Die Kammern sind den Flüchtlingen zur Verfügung gestellt. So sucht man sich irgendwo eine freie Ecke, legt sich das Lederjackett unter den Kopf und schläft den Schlaf des Gerechten.-

Einzelschicksale.

Ehe ich selbst meinen Schlafplatz im Kartenhaus auf der Brücke aufsuche, gucke ich noch einmal kurz zu meinen Verwandten rein. Es sind zwei Cousinen, die eine mit fünf die andere mit drei Kindern, mit ihrer alten fünfundsechzigjährigen Mutter. Sie hausen mit anderen Flüchtlingen zusammen, insgesamt 30 Köpfe hoch, in einer kleinen Kammer, die ehemals für zwei Personen bestimmt war. Als ich sie vor ein paar Tagen anrief und einen Platz bei uns an Bord anbot, waren sie gerade dabei ihren Treck vorzubereiten. ~~Und~~ Wahrscheinlich hätten sie ihren Plan auch durchgeführt, wenn es nicht in dieser Periode der schlimmsten Schneestürme gewesen wäre. Sovorzichteten sie lieber auf die Mitnahme all der Dinge, die sie sonst auf den Schlitten und Wagen ihres Gutshofes hätten verstauen können, packten das notwendigste Handgepäck zusammen - mehr durfte an Bord nicht mitgenommen werden - und waren ein paar Stunden später bei uns ~~an Bord~~.

Jetzt sind sie froh, dass sie auf der Deutschland sind, denn die Kälte draussen wird immer unerträglicher. Wer weiss, ob sie durchgekommen wären?-

Monate später, im Mai, nach der Kapitulation - ich arbeitete damals vorübergehend bei der Minenräumorganisation - traf ich in Kopenhagen alte Bekannte aus Westpreussen wieder, die damals an einem Treck teilgenommen hatten und mir davon berichten konnten.

Von einem Gut in der Nähe von Posen hatten sie sich auf den Weg gemacht, - nach Westen. Zunächst hatten sie herrliches Winterwetter, Windstille und Sonnenschein. - Aber dann kamen die Schneestürme und forderten die ersten Opfer. Jeden Morgen war es das selbe Bild, wenn man die Toten, meist kleine Kinder und alte gebrechliche Leute am Strassenrand im Schnee verscharrte, bis man auch dazu so apathisch wurde und sie einfach liegen liess. - Und schliesslich der Russe. Die Trecks oft stundenlang aufgehalten, konnten nicht so schnell vorwärts kommen, wie die Russische Front im Vordringen war. Die ersten Anzeichen waren die eigenen Versprengten, am Ende ihrer Kräfte, abgerissen, führungslos. Bezeichnend für die seelische Verfassung der Flüchtlinge ist folgendes kleines Erlebnis. Sie hatten gerade wieder einmal einige ihrer Leute "bestattet", darunter eine Enkelin ihrer Gutscherrin, die diesen Treck führte. Die alte Dame stand dabei, ohne Tränen, als ob es sie nichts angehe, dann geht sie plötzlich auf eine der finsternen Versprengtengestalten zu, reisst ihm eine Flasche Fasel aus der Hand und leert sie auf einen Zug. - Eine Frau, für die es vor einem Monat noch nichts Unangenehmeres

- 5 -

gegeben hätte als aus einer fremden Tasse zu trinken.
Das war die Reaktion. -

Trotz allem sollte der Treck noch Glück haben. Die sie sich es versahen, war die russische Front eines Nachts über sie weggerollt. Einige Verluste durch rücksichtslos durchbrechende Panzer, aber man hatte ja alles Gefühl und alle Masstäbe verloren. Dann machte der Treck kehrt, um nach insgesamt zwei Monaten mit nur etwa dreissig Prozent Verlusten nach Danzig zu gelangen, das zu dieser Zeit bereits unter Russischem Artilleriebeschuss lag. Von dort kamen die meisten per Schiff nach Kopenhagen hinter den Stacheldraht der dänischen Flüchtlingslager. Der Leidensweg meiner Bekannten sollte sein Ende noch nicht gefunden haben. Wenige Wochen nach ihrer Ankunft in Dänemark starb die Mutter infolge der übermäßigen Strapazen und seelischen Erschütterungen. Mag sein, dass die Hungerkost und die Schikanen des Lagerlebens ihren Teil dazu beigetragen hatten. - Männer, Frauen und Kinder durcheinander, mussten sie zusammengepfercht, ohne Betten oder wenigstens Strohsäcke, in einem dunklen Schulgebäude hausen. Der einzige Auslauf ist ein kleiner Schulhof. Ein Posten der dänischen "Freiheitsbewegung" mit Maschinenpistole und Sowjetabzeichen sorgt dafür, dass keiner das Schulgebäude verlässt. Wer seine Wertsachen und sein Geld nicht versteckt oder eingeklinkt hat, läuft Gefahr, dass es ihm bei den nicht enden wollenden Lagerkontrollen abgenommen wird. Dazu Tag für Tag dasselbe Essen. Graupensuppe und Schiffszwibbäck, während man von den Fenstern aus die überfüllten Obststände und Schaufenster der im Überfluss und ohne jede Einschränkung lebenden Stadt sehen kann. Hin und wieder machen sich die in den angrenzenden Häusern wohnenden Leute einen Spass daraus, Bonbons oder Kirschen in den Staub des Schulhofes hinabzuwerfen und antizipieren sich, wenn die Kinder sich darum wie Raubtiere um ihre Beute schlagen. - Es ist zum Verzweifeln. Die Leiche der in letztem Augenblick in ein Krankenhaus überführten Frau wurde in einem Krematorium ohne Benachrichtigung der Angehörigen verbrannt und die Asche in einem Pappkarton, als Behelfsurne, aufbewahrt. Wochenlang versuchten die Angehörigen eine ordnungsgemässe Bestattung zu erwirken, da sie das Lager nicht verlassen durften [über das Rote Kreuz]. Doch vergeblich. Man vertröstete sie mit einer gemeinsamen Beisetzung, sobald eine entsprechende Anzahl von Leichen da wäre. Dann hiess es nach zwei Monaten plötzlich, die Beerdigung habe stattgefunden. Ob es stimmt, ob ihre Mutter eine Grabstätte gefunden hat, sie wiesen es heute noch nicht. Als dann der Vater im Sommer 45 an einer verschleppten Lungenentzündung, die er sich auf dem Treck geholt hatte, ernstlich erkrankte, erhielt er mit seinen beiden Töchtern die Erlaubnis zur vorzeitigen Rückkehr nach Deutschland. Er starb einen Tag nach dem Grenzübertritt in Flensburg. Sein letzter Wunsch, seinen Sohn noch einmal wiederzusehen, der zu seiner Empfang dorthin gekommen war, sollte nicht mehr in Erfüllung gehen. Er hat ihn nicht mehr wiedererkannt.

Der mitternächtliche Besuch bei seinen Verwandten zieht sich noch recht in die Länge. Eine meiner Cousinen kramt eine Flasche Cognak hervor, und dann sitzen wir vier bei abgeblendetem Licht in einer Ecke der Kaserne zwischen Gepäck und schlafenden Flüchtlingen und erzählen im Flüsterton von den vielen gemeinsamen Erlebnissen, die uns mit dem lieben alten Danzig verbinden.

Ob sie wohl damals schon wussten, dass sie ihre Männer, die freiwillig in Danzig blieben, nicht mehr sehen würden?

Die nächsten Tage bringen neue Arbeit und neue Schwierigkeiten. Durch erneute Verminderung der Danziger Ducht wird das Auslaufen um 5 Tage verzögert. So kommt mein Vetter noch einmal an Bord, um uns ein letztes mal Liebewohl zu sagen. Sein Gutshof ist inzwischen mit durchtreckenden Flüchtlingen, die vor der bestialisches Kälte kapituliert haben und nicht weiter können, bis zum letzten Platz belegt. Diesen Morgen hat er gerade zwei Männer, die über den unerträglichen körperlichen und seelischen Belastungen den Verstand verloren haben, mit seinem Schlitten zur Irrenanstalt gebracht. - Eine Stunde bleibt er auf der Deutschland bei uns, dann muss er zurück. Seine Frau bringt ihn vor das Schiff. Ein Abschiedskuss, ein Händedruck, ein letztes Winken, dann ist der Schlitten unseren Blicken entschwunden. - Sie wischt sich eine Träne aus den Augen und lächelt schon wieder, um sich vor ihren Kindern nicht autlos zu zeigen. - Tapfere Mutter. -

Ihr Mann sitzt heute, 1949, in einem russischen Konzentrationslager, - falls er noch lebt. Das letzte Lebenszeichen war eine Nachricht aus dem Lager Neubrandenburg im Sommer 1947 von einem Freund überbracht. Der andere Vetter sitzt in einem polnischen Gefängnis, zum Tode verurteilt und zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt. Warum? - Er war Gutsbesitzer, "Junke" !

Am schwersten aber hat das Schicksal den Familien mitgespielt, die sich nicht rechtzeitig entschliessen konnten Danzig zu verlassen und ihre Heimat nicht aufgeben wollten. Ein entfernter Onkel von mir musste es hilflos mit ansehen, wie seine Frau und seine beiden Töchter eine Nacht lang von betrunkenen Russen vergewaltigt wurden. Seine älteste Tochter starb an den Folgen der erlittenen Misshandlungen. Er selbst hat seit jener Nacht einen geistigen Defekt. Heute lebt er mit seiner Frau und seiner jüngsten Tochter unter kümmerlichsten Umständen in der britischen Zone.

Ein anderer Verwandter, der als Soldat in Danzig geblieben war, nahm sich beim Einmarsch der Russen das Leben. -

Auslaufen und Überfahrt.

Am nächsten Tag ist es endlich soweit, wir laufen aus. Zum letzten Mal geht es die Weichsel hinunter, an der Westerplatte und Neufahrwasser vorbei. Wir fühlen es wohl, es ist ein Abschied für immer. Und trotzdem wollen und können wir nicht verzweifeln. Denn mag auch der Krieg verloren gehen und unser Land in bitterste Not geraten. Solange ein Volk seine Ehre und den Glauben an sich selbst nicht aufgibt, kann es nicht verloren sein. -

Unter Heia wird geankert. Wir warten noch bis zum nächsten Abend auf zwei weitere Schiffe und unsere Sicherungsfahrzeuge, provisorisch mit Wasserbomben ausgerüstete Fangboote unserer Schulflotillen.

In der Nacht erfahren wir durch Funkspruch die Versenkung der Gustloff.

Wir wissen zwar, dass dieser Verlust ein bitteres Spiel des Zufalls ist, ein Unglücksfall, mit dem nach menschlichem Ermessen auf Grund der allgemeinen Lage nicht zu rechnen war. Deswegen machen wir uns auch unserer eigenen Überfahrt wegen eigentlich keine Sorgen. Aber wer an Bord würde uns Glauben schenken! So bleibt die Nachricht streng geheim. Außer dem Kapitän, den Offizieren und dem Funkpersonal darf keiner etwas erfahren, die Folgen wären nicht abzusehen. Im Übrigen haben wir alles getan, was in unserer Macht lag, um auf alle Eventualitäten vorbereitet zu sein. Die "Boots- und Bergerolle" das Züwasserlassen der schweren Rettungsboote und Flöße ist von der zivilen Stammbesatzung noch und noch geübt worden und sitzt. Das schwierigste Problem, die Verhütung einer Panik, wird mit Hilfe einer List gelöst. Unser Plan ist es zunächst, im Falle einer Torpedierung oder eines Minentreffers, die Mütter mit Säuglingen und die 600 Schwerverwundeten, die wir von einem Verwundetentransport aus Eurland übernommen und in Ess-Saal untergebracht haben, zu retten. Deshalb wird unseren Flüchtlingen durch unsere Leute klargemacht, dass wir die erste Nacht dicht unter Land, auf flachem Wasser fahren werden, wo ein Sinken praktisch ausgeschlossen ist, und wir deswegen im Falle einer Torpedierung in aller Ruhe in der vorgesehenen Reihenfolge aussteigen können. Das Handgepäck und alle anderen Sachen bleiben zunächst an Bord und werden am nächsten Morgen, wenn alle Flüchtlinge an Land gesetzt sind, mit den Booten nachgeholt. Dass in Wirklichkeit die Wege unter der Küste vermint sind und wir deswegen weit von Land abgesetzt auf tiefem Wasser fahren müssen, wird taktvoll verschwiegen. In diesem Fall muss der Zweck die Mittel heiligen.

Zur festgesetzten Zeit, eben nach Dunkelwerden geht es am nächsten Abend ankerauf. Die Nacht und der kommende Tag verlaufen ruhig. Mit den Morgengrauen des nächsten Tages ist es endgültig geschafft. Das Gebiet der U-Bootsgefahr liegt hinter uns. Ein kleines Minensuchboot übernimmt mit ausgebrachten Gerät das Minengeleit. Dann geht es mit langsamer Fahrt in Kiellinie auf freigesuchten Wegen, das U-Bootsgeleit angehängt, weiter westwärts, nach Kiel.

Unsere Passagiere dürfen wieder an Oberdeck. Überall herrscht gehobener Stimmung. So langsam entwickelt sich unser Unternehmen zu einer K.D.F.-Reise. Ein humoristischer Nachrichtendienst "...Russische Panzer verfolgen die Deutschland. Sowjetischen U-Booten ist es gelungen, in die Moltlau einzudringen und das Kranter zu torpedieren...", von Funkraum in alle Räume übertragen, löst allgemeine Heiterkeit aus und entzieht der immer wieder auftauchenden Gerüchtemacherei endgültig den Boden. Nachmittags gibt es Wunschkonzerte. Ein Flüchtlingschor zieht Volksliedersingend durch die Decks. Für die Kleinen gibt es einen von ein paar gelehrten Kräften aufgezogenen Kindergarten, der an warmen Nachmittagen sogar an Oberdeck tagt. Besonders Anklang findet Oberleutnant Schillers Bordkapelle. Er selbst ein einmaliger Handharmonikavirtuose hatte seinen schönsten Erfolg gleich am ersten Abend, als er für unsere Verwundeten spielte, die mit teilnahmslosen, apathischen Gesichtern in unserer Ess-Saal liegen. Zuerst scheinen sie die Musik gar nicht zu bemerken, bis dann langsam Leben in ihre Mienen kommt, die Augen zu leuchten beginnen und sich ein erstes Lächeln auf ihren Gesichtern zeigt.

Vielleicht hat er nie ein dankbareres Publikum gehabt. Aus den vorgesehenen 30 Minuten werden anderthalb Stunden. Immer wieder muss er Zugaben geben, Volks- und Soldatenlieder und ein paar unerhört echte Schlagerimitationen von Peter Igelfhoff. So wurde unser Abendkonzert im "Lazarett" eine ständige Einrichtung.

Ausschiffung in Kiel.

6 Tage dauert die Reise. Dann sind wir in Kiel. Der Empfang, die Ausschiffung und die Verteilung der Flüchtlinge auf Schleswig-Holstein ist tadellos vorbereitet und klappt reibungslos. Innerhalb von sieben Stunden ist das Schiff leer und wir sind wieder allein. Ein Aufbruch! Das wäre geschafft. Und doch, etwas fehlt uns, wir waren vielleicht doch so etwas wie eine Gemeinschaft geworden, die sich eben aufgelöst und in alle Winde zerstreut hat.

Die nächsten Tage gibt es wieder viel zu tun. Reinschiff, Brennstoffergänzung, ein paar dringende Reparaturen, Verbesserung der Flakbewaffnung, denn geht es zurück nach Gotenhafen zum nächsten Flüchtlingstransport. Das aktive Flottillenpersonal wird nach dieser zweiten Reise fast vollständig abkommandiert auf Frontboote bzw. zu der inzwischen in der Lübecker Bucht neu aufgestellten Ausbildung. Dafür kommt weiteres Zivilpersonal an Bord. - Rund 50 000 Flüchtlinge sollte die Deutschland ¹⁹⁴⁴ in den Westen überführen, bevor sie im April durch die Bomben alliierter Flugzeuge versenkt wurde. - Flüchtlingstransporte als Hauptaufgabe der Seekriegsführung in der letzten Kriegsphase.

Dass der Krieg militärisch verloren ist, darüber gibt es in der Seekriegsleitung im Frühjahr 45 keinen Zweifel mehr. Dass es eine politische Chance nicht mehr gab, konnte mit Bestimmtheit von den militärischen Führern niemand sagen. Andererseits war wohl den verantwortlichen Stellen nicht minder klar, dass eine Wiederholung des 20. Juli, eine gewaltsame Beseitigung Hitlers, keinen Ausweg bedeutet hätte. Die Menschenvorluste im Osten an Flüchtlingen und Truppen hätten im Gegenteil in keinem Verhältniss zu den nunmehr tatsächlich eingetretenen Ausfällen gestanden. So wurde die Rückführung des deutschen Volkstums aus dem Osten zur Hauptaufgabe der Seekriegsführung. Diese Aufgabe musste stehen und fallen mit der Einsatzbereitschaft und Disziplin der Kriegsmarine. Es gab deswegen nur ein Motto: "Hart weiterkämpfen bis zum Letzten." Gleichzeitig musste die U-Bootswaffe am Feind bleiben, alleine schon, um die in der U-Bootsabwehr eingesetzten weit über 1000 Flugzeuge und alliierten Überwasser- und Sicherungseinheiten zu binden. Das unsere Seekriegsführung damit richtig verging ist von dem inzwischen in London herausgekommenen amtlichen Seekriegswerk uneingeschränkt anerkannt worden.

So nahm das Schicksal seinen Lauf. Wir konnten es nicht wenden.

Am 9. Mai verliess der letzte Geleitzug, an 100 Fahrzeuge stark, den Hafen von Libau. Um 24.00 erging durch Funkspruch der von den Alliierten abgesetzte Befehl an alle Deutschen Kriegs- und Handelschiffe, den nächsten alliierten Hafen anzulaufen. Das wäre ein russischer Hafen gewesen. - Kein Kommandant und kein Handelskapitän dieses Geleitzuges hätte diesen Anordnungen freiwillig Folge geleistet! Und mit Gewalt? - Sowjetische Schnellboote und Flugzeuge versuchten in wiederholten Angriffen die Durchführung zu erzwingen. - Vergeblich! - Obgleich kein Schuss zur Abwehr fallen durfte, ging kein Schiff von seinem Kurs ab, bis einige Tage später Kopenhagen, das Bestimmungsziel erreicht war.

Ein Schnellbootkommandant, dessen Boot als letztes den Hafen von Libau verliess, in dem der grösste Teil der Kurlandarmee seinem Schicksal überlassen werden musste, berichtete mir lange nachdem einmal von dem erschütternden Eindruck dieser letzten Minuten. Sein Boot war überfüllt. 30 Mann mussten wegen Überbelastung wieder zurück. Sie gingen ohne zu murren. Zwei Generale, aufgefordert einzustiegen, lehnten ab, sie könnten ihre Soldaten nicht verlassen und gehen, wenn sie blieben.

Dann legt das Boot ab. Drei Hurras ^{der Besatzung} sind der letzte Gruss, und während das Schnellboot, Fahrt aufnehmend, der Hafeneinfahrt zusteuert ertönt hinter ihm, von den Zurückbleibenden gesungen, das Deutschlandlied.-

Schicksal im Osten! -

Günther Heydemann
Frankfurt/Main - Eschersheim
 Hollbergstr. 37

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

Bericht von Herrn Hermann Hüster, Göppingen, Poststrasse 54:

Ich habe D i e t l 1919 in München kennen gelernt als einen Mann der Tat. Nach dem ersten Weltkrieg wurde er in das Reichsheer übernommen. Dort hatte er eine besonders gelagerte Kompanie nämlich eine Sportkompanie. Ich habe ihn im alten Stadion in Berlin getroffen, als er seine Mannschaft selbst führte beim Armeegepäckmarsch und den sie gewann. Es war ungewöhnlich, dass ein Kompaniechef sich um seine Männer scharte und mitlief. Dietl war damals schon eine Figur in München. Er war in der Klettersektion Bayernland. Die alpinische Sektion gehörte dem Alpenverein an.

Wenn man auf Dietls Spuren wandelt, d. h. mit gaaagelten Stiefeln oder auf Skiern durch die oberbayrische Berge, abseits "bourgeoisier Wege und Pisten" und mit Bergbauern, Jägern oder Holzern ins Gespräch über das Gestern kommt, und wenn dabei der Name Dietl fällt, dann lautet die nächste Frage: "Was ist auch gleich mit dem Dietl? Ist wahr, dass er gar mit abgestürzt ist, dass er viel mehr ...?" Und dann will der eine dies und der andere das gehört haben. Es werden die unsinnigsten Märchen laut. "Schad um ihn, das war noch a Mannsbild!" Und dieses Prädikat, das viel Achtung enthält, wird dann mit Geschichten, Legenden, Anekdoten belegt, die erinnern lassen, dass Dietl einen Platz im Herzen des Mannes in den Bergen hatte, dass man in der Gebirgsbevölkerung wusste, wer General Dietl war, der einen grossen Teil der deutschen Gebirgstruppen im letzten Krieg führte in Polen, in Norwegen und Lappland.

Wer war Dietl? Als verdienter Frontoffizier des ersten Weltkrieges wurde er in das Reichsheer übernommen. Seine Kompanie besass den Ruf einer besonders guten "Sportkompanie". Er ging in der Ausbildung und Erziehung seiner Soldaten eigene Wege,

getreu der Devise seines Lebens: nur kein Schema! Sport war ihm ein wertvolles Mittel zur Erziehung seiner Männer zu harten Soldaten. Den Kasernenhof und Gamaschendienst hasste er. Am Berg bildete er aus, Berge liess er erziehen. Und wo letzter Einsatz des verantwortlichen Führers geboten war, da war er, der "Buffel", wie ihn seine Soldaten nannten, zur Stelle, da führte er bei schwierigen Klettereien, bei Rettungsexpeditionen, bei Sportmannschaftskämpfen-. Er war bei der ersten Heeresmeisterschaft. Nach dem ersten Weltkrieg war er der einzige Kompaniechef, der seine Kompanie in Gruppenstärke beim Armeegepäckmarsch persönlich und zum Siege führte. Ja, er war aus einem besonderen Holze geschnitten, kein Parade-Soldat! Ein Sport-Soldat mit lässigen Bewegungen mit dem schweren Schritt des Gebirges, hager und schneid. Als er einmal eine Truppe zur Parade führen musste, hatte er das reglementarische Kommando zu geben vergessen, das Musikkorps setzte nicht ein. Er näherte sich dem Parade-Abnehmenden. Stille - nur der schwere Paradeschritt der nagelbeschuhnten Einheit klackte links - rechts. Da stach er kurzerhand seinen Säbel in die Luft, wie der Tambour seinen Steck und rief über die Schulter in das verdutzte Musikkorps: "Spuits!", was soviel heissen sollte wie "spielt!" Der Bann war gebrochen, die Musik setzte ein. Die Situation war gerettet.

Dieser Hauptmann Dietl war Anfang der 20er Jahre in der Großstadt München stadtbekannt. Was Wunder, dass er auch mit den führenden Männern der NS-Bewegung in Berührung kam, weniger auf der Ebene der Politik als vielmehr auf der Ebene des Soldatischen und des Sportes, als ein nichtuniformierter Typ des Offiziers, als Mann besonderer Prägung, als Soldat der Tat und weniger Worte, die freilich URBAYRISCH waren.

Beim Revirement des Lehrkörpers der Infanterieschule wurde Dietl Taktik-Lehrer für Fahnenjunker. In Dietls Inspektion regte sich etwas. Schulmeister am Katheder spielen, lag ihm nicht

Bei ihm fand der Krieg in Saale nur dann statt, wenn es unumgänglich war, sonst war der Hörsaal Dietls draussen, um die Führung der kleinen Verbände zu schulen. Der Thüringer Wald war sein Revier, in dem er die Führerliche zu praktischen Truppen schulte. Wenn die Meute von Oberhof oder sonstwo her auf Rüdern nach Ohrdruf (Truppenübungsplatz für den Führernachwuchs des Reichsheeres) zurückfuhr, dann gab es kein Halten, es war gleichsam wie "jagdfrei", kein sattsames Fahren in Kolonnen. Sonntags zog Dietl mit seinen Zöglingen zum Sport aus. Nur wenige taten bei diesen freiwilligen Unternehmungen nicht mit. Wenn Sonntagsdienst und Schnefällisregen den "Büffel" im Lager festhielten, dann wurde halt in Saal geklettert und Abseilen von der Empore des Kasinos geübt.

Ende der 20er Jahre stand der inzwischen vorzugsweise zum Major beförderte Dietl beim Kemptener Jägerbataillon. Nun war er in seinem eigentlichen Element, denn jetzt war der Berg sein Übungsplatz. Er kannte das Allgäu in seinen entlegensten Winkeln. Es gibt wohl keinen nennenswerten Gipfel im Allgäu, im Vorarlberg und in Tirol wie in Kärnten und Steiermark, den Dietl nicht "gemacht" hätte. Seine Passion zum Berg grenzte schon an Gipfelstürmerei. Wenn die Skifahrt mit leichtem Gepäck hätte gelaufen werden können, dann packte er sich in Gestalt von Steinen ein Mindestgewicht von 25 Pfund in den Rucksack, trainingshalber und um nicht aus der Übung zu kommen. Dietl ohne Rucksack mit all den sieben Sachen, die man im Frieden in den Bergen und im Krieg in der Kampfzone brauchte, war nicht denkbar. Der zünftige Gepäckrucksack war sein ständiger Begleiter, auch als ~~Stabschef~~ Oberbefehlshaber der Armee.

In seiner Zeit des Kemptener Jägerbataillons fiel ein längeres Kommando nach Norwegen. Begeistert erzählte er von Land, Menschen und Skiläufen. Als die Olympischen Winterspiele in

Garmisch-Partenkirchen ihre Schatten vorauswarfen, griff das Oberkommando des Heeres auf Dietl zurück, um ihn für die Vorbereitungen der deutschen Skipatrouillen und die Organisation der Wettkämpfe einzuspannen. Bei den ersten Besprechungen, die der Sportreferent des Heeres, Hermann Hölter, dieserhalb mit Dietl führte, war Dietl Kommandeur eines Knobelbecher-Regimentes in Regensburg. Das tat ihm weh. Und als die nötigen Dinge in Garmisch besprochen waren, kam Dietl zum jungen Generalstabsoffizier B. und bedeutete ihm auf gut bayrisch, dass man ihn wieder in ein Gebirgsregiment stecken sollte statt in einem Regiment in Regensburg zu belassen. Er sollte dies seinem Abteilungschef ruhig melden. Sein Wunsch, zur Gebirgstruppe zurückzukehren, ging in Erfüllung. Er wurde Kommandeur eines Gebirgsregiments in Füssen in Allgäu. Dort lebt heute seine aus Österreich ausgewiesene Frau in tralichsten Verhältnissen. Sie teilt das Los und Schicksal von vielen Berufssoldaten.

Kurz vor dem Krieg wurde Dietl an die Spitze einer Division in Graz berufen, nach Polen und zum Westwall. Die ^{dritte} Gebirgsdivisionen machte das Norwegenunternehmen mit. Ihm wurde die schwerste Aufgabe im Rahmen dieser Operation zuteil, Narvik zu nehmen und damit Hand auf den strategisch wichtigsten Punkt an der Norwegenküste zu legen. Die dritte Gebirgsdivision wurde ohne Zweifel mit dieser Aufgabe betraut, weil Dietl ihr Kommandeur war. Dieser General ohne Schema lag Hitler. Dietl hatte nie dem Generalstab angehört. Er galt also als "Verlässlicher". Er hatte den Ruf eines harten Soldatensitz Stehvermögen. Er wagte und gewann. Das Kriegsglück war ihm hold. Wider alle militärische Kalkulation gaben die Briten den Kampf mit Norwegen verloren. Sie schiffen sich ein und überlassen die norwegischen Garnisonen von Narvik ihrem Schicksal. Die Norweger kapitulieren und Dietl ist der Held von Norwegen. Als erstes deutschen Soldaten wird ihm ... verliehen. Seine Soldaten sind stolz auf ihren "Büf"

Die Tat von Narvik fiel in eine Zeit des Krieges, in der es an keiner anderen Front brannte. Umso heller leuchtete sie, umso mehr war sie in aller Munde. Den "Tag" verlebte Dietl in allen folgenden Kriegsjahren bei seinen Männern, wo immer dieser Truppenteil im höchsten Norden stand. Und immer wieder sagte er den Männern der Gebirgsbrigade und darüber hinaus seiner ganzen Armees: "All mein Tun ist nur von einem Gedanken bestimmt, ich will mich des deutschen Soldaten würdig erweisen." Bei dieser schlichten soldatischen Feierstunde sass Kamerad bei Kamerad. Da redete jeder, wie es ihm aus Herz war. Der eine von seinen grossen, der andere von seinen kleinen Sorgen. Der Generaloberst hatte ein Ohr für alle Jäger wie für die Tragtierführer, die eine ganz besondere Sorte von Soldaten war. Er hörte die Stimme seiner Soldaten. Er wusste um ihr Denken und Fühlen und war ihnen deswegen ein väterlicher Vorgesetzter, der innerlich auf du und du mit seinen Jägern stand, und der es auch verstand, wenn so ein Tiroler, Steirer oder Kärntner an der Liza oder am Fischerhals bieder und herzlich meinte: "Du, Generaloberst, wenn der Krieg gar ist, nachher schiessen wir a Gass zsam." Wenn der Generaloberst von solchen Treffen aufgekretzt ins Hauptquartier zurückkam, dann konnte es sein, dass er selbst gern erzählte und bekannte, dass jeder eigene Erfolg nicht zuletzt den Fehlern der anderen Seite zuzuschreiben ist, wie kleine Ursachen grosse Wirkungen haben können und wieviel es auch in schwierigsten und kritischsten Situationen zu lehren gibt, zeigt nur ein Beispiel: Zum Skilaufen im Frühjahrschnee wurden auf dem Funkwege mehrere tausend Tuben Kleister (Skiwachs) bei den Versorgungsdienststellen im Reich angefordert. Was warf eine Ju 52 über Narvik ab? Kleister, Pelikanol oder einen ähnlichen Papp. Dietl quittierte diese Meldung mit: "Solche Deppen!"

In den Ostfeldzug zog er als kommandierender General des "Gebirgskorps Norwegen." Er, der das Tor zum höchsten Norden aufgeschossen hatte, sollte nun den Sowjets Murmansk, den einzigen eisfreien Hafen der Sowjetunion im Nordatlantik entreißen. "Bei Mitternachtssonne über noch Schnee bedeckte Tundren traten deutsche Gebirgsjäger am ... x-Uhr über die finnisch-sowjetische Grenze zum Angriff Richtung Murmansk an," so lautete der einleitende Satz der ersten Morgenmeldung nach Angriffsbeginn. Diese Operation im nördlichsten Hafen Europas trug wahrlich einen eigenartigen Stempel. Landschaft und Klima waren uns fremd, die Kartenunterlagen mehr als dürftig. Vom Feind wussten wir so gut wie nichts. Die sowjetischen Verbände, die Murmansk zu verteidigen hatten, waren karelische Truppenteile, harte Barschen, die vor den Toren ihrer Friedensgarnisonen kämpften, die im Schutze der finnischen Armee eine einwandfrei funktionierende Versorgung über See organisiert hatten, kurz, die uns Haus herum kämpfen konnten und ihre Heimat verteidigen mussten und wollten. Eine wieviel schwerere Aufgabe lag auf den Schultern der deutschen Führer und Kämpfer. Bei dem gegebenen Kräfteverhältnis konnte eine einseitige Landoperation nicht gelingen. Zu einer kombinierten Land-See-Operation standen die Kräfte nicht zur Verfügung. Der Angriff gewann daher nur wenig Boden. Wohl konnte den Sowjets die Grenzstellungen entrissen und Positionen an der Liza und am Fischerhaus gewonnen werden, so dass das für die deutsche Rüstungsindustrie unentbehrliche Nickelwerk Petsamo in unsere Obhut kam. Murmansk und die Murmansk-Bahn blieben jedoch in sowjetischer Hand. Riesige Mengen amerikanischen Kriegsmaterials sind auf diesem Wege im

Verlaufe des Krieges in die Sowjetunion geflossen. Die strategische Idee, Hand auf Murmansk und die M-Bahn zu legen, war ohne Zweifel richtig. Die Kraft und die Mittel reichten aber nicht aus, weder in Richtung Louhi noch in Richtung Kandalaksche am Weissen Meer noch in Richtung Murmansk. Man kann zu einer Operation nie starkgenug sein, und eine Operation ohne ausgesprochenen Schwerpunkt ist wie ein Mann ohne Kopf. Eine Mahnung, ~~ist~~ ^{die} der alte Feldmarschall von Hindenburg wohl ebenso oft ausgesprochen hat, wie sein "Seid einig!" Dass an der Lapplandfront gegen dieses Verbot verstossen wurde, war nicht Dietls Verschulden, und so wurde er auch nicht gemassregelt. Er blieb in der Gunst und wurde in der Wende 1941/42 mit dem Kommando über die Lappland-Armee, die von diesem Zeitpunkt an 20. Gebirgsarmee hiess, betraut.

Dietl musste nun unter Beweis stellen, ob er als Oberbefehlshaber einer selbständigen Armee das in ihn gesetzte Vertrauen rechtfertigte, und ob er auf der einen Seite das Format besass, die ihm anvertraute Truppe zu führen, und auf der anderen Seite militärpolitisch der berufene Sachwalter der deutschen Interessen im finnisch-deutschen Koalitionskampf zu sein. Sein finnischer Gegenspieler war der Marschall von Finnland, Mannerheim. Führungsmässig hat er die Probe bestanden, mochten die Sowjets die drei Korpsfronten mit übermässigen Kräften berennen, mochte es Stein und Bein frieren, mochten die hellen Nächte um Mittsommer zu Lande und zur See zu ständigen Kampf zwingen, mochten in den kurzen Sommerwochen Waldbrände die Front von Louhi und Kandalaksche umlodern, die drei Frontabschnitte standen unerschütterlich und behaupteten den Boden, den sie erkämpften. Und militärpolitisch? Nun, wenn es jemals in der Welt eine echte und herzliche Waffenbrüderschaft

zwischen zwei Armeen gegeben hat, dann war es die zwischen Finnen und Deutschen. Dietl war den Finnen ebenso ein Begriff wie den Deutschen. Neben Mannerheim war der meist genannte Mann in SUOMI. Das ist Finnland auf finnisch. Jeder Soldat und jede Lotta, jeder finnische Bub und jedes Mädchen wusste, wer drausse in Finnland auf Wache stand für Finnland und Deutschland. Ich gehe mit der Behauptung nicht fehl, dass auch Mannerheim als Oberbefehlshaber der finnischen Wehrmacht und die verantwortlichen Staatsmänner Finnlands den Oberbefehlshaber der deutschen Streitkräfte in Finnland als Mensch schätzten, als Truppenführer respektierten und als Waffenbrüder liebten. Finnische Verbände unter deutschem Kommando waren in kurzer Frist in die 20. Gebirgsarmee eingeschmolzen. Sie wussten sich bei uns geborgen; sie wussten, dass Dietl sie ebenso umsorgte wie seine eigenen Divisionen aus den verschiedensten deutschen Gauen, aus Brandenburg, aus Bayern, aus Hessen, Thüringen und ^{den} Alpenländern.

Mit dem Vordringen der sowjetischen Streitkräfte in Baltikum tauchte für Finnland die Frage auf, wie es den Knopf an der Seite Deutschlands am billigsten liquidieren könnte, wie es dem Schicksal, von Russland überrollt zu werden, umgehen und seine Selbständigkeit bewahren konnte. Der Osten war wieder einmal im Aufbruch, und wie immer in Zeiten russischer Expansion schickte auch jetzt der russische Koloss sich an, den Ostseeraum zu gewinnen und Herr über diesen Raum zu werden. In allen kritischen Auseinandersetzungen seit mehr als 700 Jahren war Finnland die Grenze und das Bollwerk des Abendlandes am Rande Fennoskaniens. Das russische Joch, unter dem Suomi über ein Jahrhundert gestanden hatte, war erst beim Ende des ersten Weltkrieges mit deutscher Hilfe abgeschüttelt. Damals war Russland schwach. Nun war der Bär wieder im Kommen, der bei seinem ersten Aufbruch gegen Westen schon 1939 Finnland überfallen und seine uralten

Siedlungsgebiete auf der karelistischen Enge Ladoga und um Salla entriessen hatte. Im Winter 1944 startete Russland seine politische Offensive gegen Finnland. Finnische Politiker, die freilich nicht die Verantwortung der Staatsführung trugen, liessen sich durch Vermittlung schwedischer Kreise mit sowjetischen Gesandten in Stockholm mit Madame Kolontaj in politische Gespräche ein. Diese Intervention führte nicht zu dem Erfolg, den Russland anstrebte, weil der finnische Staatspräsident noch zur deutsch-finnischen Sache stand. In die russische Front zog vor der Schneeschmelze und unmittelbar nach der Schlammperiode neuer Saft. Die Sowjets überflügelten Zug um Zug die in der Luft hängenden Flügel der deutschen Korpsfront; sie überrannten da und dort querliegende Stützpunkte. Sie bestimmten, Angriffsausgangstellungen an einem Tage zu entscheiden, gegen die isoliert stehende deutsche Frontabschnitte antreten konnten und wollten. Wir sahen klar, was der Feind gegen die deutsche Front in Lappland im Schilde führte, wenn er seine Stunde zum Grossangriff im finnischen Raum für gekommen hielt. Unheimlich still blieb es vor der finnischen Front. Hatten die Sowjets es nicht mehr nötig, ihre Macht gegen die Finnen zuschlagen zu lassen? Waren sie schon handelseins in Finnland geworden?, indem nun Mannerheim neben dem militärischen auch das höchste politische Pferd ritt? Fast schien es so. Das politische Verhältnis zwischen Finnland und Deutschland wurde kühler. Man traute den Finnen nicht mehr und hielt es sogar für geboten, den Finnen, die während des ganzen Krieges gewährte materielle Hilfe in Gestalt von Lebensmitteln und Kampfmitteln zu versagen.

Überraschend brach zur Mittsommerzeit 1944 das Militärische unmittelbar auf der karelistischen Enge los. Die Finnen, die den Krieg seit Ende 1941 recht passiv führten, um ja nicht unnötig ihre Konten zu belasten, waren auf einen solchen Ansturm nicht

gefasst. Die Front war nicht in der höchstmöglichen Abwehrbereitschaft, das Volk war des langen Krieges müde. Die Front auf der karelistischen Enge brach zusammen. Die Mannerheim-Linie wurde überrannt; in wenigen Tagen stand die sowjetische Angriffsspitze vor Wiborg, der altherwürdigen Festung an der Einfallspforte zu den finnischen Kernlanden. In der grossen Strategie rollen die Operationen seit Menschengedenken auf denselben Bahnen ab. Der russische Weg nach Skandinavien führte über Wiborg. Und erst durch den letzten Krieg sind zwei neue Rollbahnen über die Grenze zwischen Russland einerseits und Finnland-Norwegen andererseits entstanden: die strategische Strasse und Bahn vom Weissen Meer über Salla - Rowanjen vor Schwedens Grenzfeste Boden und die "Russens-Strasse", die aus dem Raum von Murmansk nach Petsamo führt und über die von uns gebaute, in diesem Gebiet Anschluss an die Norwegen "Reichsstrasse 50" nimmt. Jetzt musste Finnland deutscherseits geholfen werden, wollte man es bei der Stange halten. Nur eines Mannes Wort hatte bei der höchsten deutschen Wehrmachtführung das Gewicht, in dieser Frage an der schwer ringenden deutschen Ostfront gehört zu werden und vielleicht eine Hilfsaktion für Finnland zu Wege zu bringen: Dietl. Kurz entschlossen flog er daher in das Führerhauptquartier und erreichte es, dass die deutsche Division "Greif", Sturmgeschütz-Panzerjäger und ein Jagdverband über die Ostsee in den Raum Wiborg detachiert wurden, um dort die finnische Front abzustützen. Nicht zuletzt mag Finnland es dieser allein durch Dietl erwirkten Unterstützung zu danken haben, dass das finnische Kernland vor dem Einbruch der sowjetischen Flut verschont blieb. Dietl erhielt nach Erledigung seiner selbst gewählten Mission die Genehmigung, zu einem kurzen Abstecher nach Graz zu seiner dort lebenden Familie zu fliegen. Am folgenden Tage wollte er in einem Non-Stop-Flug von Graz nach Rowanien-

zurückfliegen. Die brave alte OB-Maschine, eine JU 52 mit dem Büffelkopf am Bug, zerschellte kurze Zeit später in Graz in den Österreichischen Bergen. Zwei Angehörige der Flugzeugbesatzung haben über den Unfall ganz einwandfrei berichtet: die Maschine hat einen Gebirgskamm in niedriger Höhe überflogen, sie geriet in einen Sog, fiel und fiel, ob mit oder ohne ~~keine~~ Motorschaden, ist unbekannt, es gelang dem Flugzeugführer nicht, die Maschine hochzuziehen, sie zerschellte an der Wand in Gegenhang. So starb Dietl den Soldatentod auch für Finnland, das ihm eine zweite Heimat geworden war. Die Berge, die Dietl über alles liebte als Mensch, als Soldat, als Sportmann und als Jäger, holten ihn heim. Seine sterblichen Reste ruhen auf dem Wald-Friedhof in München.

Die Nachricht von seinem Tode erreichte das Oberkommando der 20. Gebirgsarmee am selben Tage mit der Weisung, den Tod geheimzuhalten. Die länger dauernde Abwesenheit des Oberbefehlshabers sollte auch den Finnen gegenüber mit noch erforderlichen Besprechungen im Führerhauptquartier begründet werden. Der wirkliche Grund für diese Geheimnistuerei war die Sorge, dass das Bekanntwerden von Dietls Tod die finnische Staats- und Wehrmachtsführung in dieser für Finnland ernsten Stunde bei der Bildung des Entschlusses, den Krieg noch weiterzuführen oder die Waffen zu strecken, massgeblich in negativer Richtung beeinflussen würde. Dass sein Tod auch für die Waffenbrüder in Finnland ein schwerwiegender Verlust war, steht ausser Zweifel. Er wog am schwersten psychologisch auf den Kampfwillen der finnischen Front und Heimat. Die vom finnischen Volk bekundete Trauer war gleichermassen aufrichtig und herzlich. Finnland hatte in der Tat seinen besten Freund und Kameraden verloren.

Die Geheimnistuerei löste naturgemäss Gerüchte über seinen

Tod aus, die Propaganda tat das ihre. Und immer bleibt etwas hängen. Nach der Kapitulation, als im wahrsten Sinne jedermann verrückt in des Wortes ursprünglicher Bedeutung war, lieh man den unsinnigsten Märchen weithin Gehör. Eines dieser frei erfundenen Märchen ist das Gerücht, dass Dietl gewaltsam beseitigt - wurde durch eine Höllmaschine, die in seinen Flugzeug eingebaut gewesen wäre. Für solche und ähnliche Redereien fehlt jeder, aber auch jeder Anhalt.

Die Büffelmaschine wurde ständig von der gleichen Besatzung geflogen, auch auf ihrem letzten Flug von Graz Richtung Lappland. Ich weiss, mit welcher Sorgfalt die Maschine gepflegt und gewartet wurde. Ich halte es für ausgeschlossen, dass ein Mensch sich an den Flugzeug hätte zu schaffen machen können, der nichts daran zu tun hatte. Und die Männer der Besatzung sowie die Mitfliegenden und Mitangekommenen (Offiziere) waren keine Subjekte, die sich als Verbrecher, als Mörder an Dietl hätten dinge lassen. Ich bin viele Male mit und ohne Dietl kreuz und quer über Finnland geflogen zu den finnischen Kommandobehörden, zu den deutschen Korpsfronten, zu den entlegensten Flugplätzen in Lappland, zu den Bänken in der Tundra, auf der Waga-Halbinsel und an die norwegische Fjordküste. Der Flugzeugführer riskierte viel. Er flog auch gegen die Warnungen der Wetterfrösche, auch gegen "Flugverbot". Wenn der Flugzeugführer "JA" sagte, dann schlug Dietl alle anderen Warnungen von Bourgeois in den Wind. Es ist ein wahres Wunder, dass Dietls Fliegerei im höchsten Norden alle die Jahre gut ging. Der Flugzeugführer hatte sich aus lufttaktischen Gründen bei seinen vielen Flügen auf frontnahen Flugplätzen, die zum Teil unter Bomben- und Artilleriefeuer der Sowjets lagen, wie dier Flugplatz Alakurtti, eine an Akrobatik grenzende WipfelRutscherei und Wuldenschleicherei angewöhnt. Dies war in einem grosswelligen Hügelland wie Lappland

möglich und aus taktischen Gründen vertretbar. Solche Fliegerei war mit der JU 52 im Hochgebirge nicht möglich. Die Maschine soll auf ihrem letzten Flug in niedriger Höhe auf einem Gebirgskamm hinweggerutscht sein. Sie sackte jäh durch und strandete.

Die Truppe reagierte scharf auf den Verlust ihres OB, ihres guten Kameraden, ihres Dietl. Sie fühlte, dass sie eines Tages ohne ihren Dietl vor einer ungewöhnlich schweren Lage stand, wenn Finnland kapitulierte, wenn dann ihre durch die Finnen bisher gedeckte Südflanke offen würde. Sie sah, dass die Sowjets ihre Fangarme um die Korpsfront gelegt hatten und zudem darauf lauerte, mit grosser Übermacht Frontabschnitt für Frontabschnitt zu liquidieren. Die Truppe bekam Nerven. Am 2. September 1944 streckte Finnland die Waffen, ohne uns davon zu verständigen. Das Band der Waffenbrüderschaft wurde durch sowjetischen Druck zerrissen. Die 20. Gebirgsarmee, die seit Herbst 1941 keinen Zoll Boden verloren hatte und in keiner Schlacht geschlagen war, die in dieser Phase des Krieges als 'die beste Armee' galt, entsog sich in geschicktem Manöver den von den Sowjets gestellten Schlingen. Nicht in einem Abschnitt der weit gespannten Front gelang es den Sowjets, den sich absetzenden Verbänden nennenswerten Abbruch zu tun. Dietls Jäger und Grenadiere waren noch die alten. In einer in der Kriegsgeschichte wohl einmaligen Bewegungsoperation zogen die 20. Gebirgsarmee über die winterlichen Sandren auf nur zwei Strassenzügen hinter den Lyngenriegel in den Grossraum Narvik. Der Kreis war geschlossen. Die Verbände der 20. Gebirgsarmee, unter ihnen auch die Gebirgsjägerbrigade Dietls, waren ungeschlagen dorthin zurückgekehrt, wo im April 1940 Teile der dritten Gebirgsdivision unter Dietls Führung an norwegisches Land gegangen sind, und das Tor zu den Operationen der deutschen Streitkräfte im hohen Norden Europas aufgestossen hatten.-

Es war die Persönlichkeit Mannerheims, die Finnland die Selbstständigkeit geschaffen hatte. Er besass die Bockbeinigkeit eines alten Mannes und liess keinen aufkommen. Der alte Peka war der Bauernpräsident und Mannerheim der elegante zaristische Offizier. Er war weltgewandt, Freiherr, adelig. Er sprach schwedisch, aber finnisch bedeutend schlechter. Er ging auf die schwedische Schule, es bestanden scharfe Finnisierungstendenzen. Das Verhältnis zwischen ihm und den Deutschen war nicht besonders herzlich, aber korrekt.

War Falkenhorst verantwortlich für die operative Seite? Letztenendes war es vom OKW festgelegt. Die Finnen, behauptete man, könnten höchstens ~~mit~~ⁱⁿ zwei Stossrichtungen angreifen und nicht in den drei geplanten, und zwar in Richtung Louhi und Kandalaksche. Es war Buschenhagen unmittelbar nebst Falkenhorst im Einsatz. Der Gedanke, dass im höchsten Norden überhaupt nur mit einer kombinierten Land-See-Operation zu arbeiten wäre, scheiterte seitens der Marine an den vorhandenen Mitteln. Man hätte es schaffen können, aber der Engländer hätte uns in Grund und Boden geschossen.

Wir hatten über die Absicht der Finnen keine Ahnung. Rendulic war am 2.9.1944 bei Mannerheim gewesen, der ihm mit einem viel- und nichtssagenden Lächeln sagte: "Dann, Generaloberst, auf Wiedersehen! Als Rendulic im Zug sass, las er abends von der Kapitulation am selben Tage, von der ihm Mannerheim jedoch nichts verraten hatte. Es ist schon mit einer Geheimniskrämerei verfahren worden und war eine Treulosigkeit der Finnen, die unter dem Zwang der Finnen standen und uns gegenüber dicht hielten, damit ihnen die Beute sicher war.

Deutsche Pläne: Man hat im Winter 1941/42 und im folgenden Jahr doch ernsthaftige Pläne erwogen, nochmals offensiv zu werden, und zwar entweder in Richtung Weisses Meer, also im Zuge der

Salla-Bahn oder in Richtung Solmorwak, der Eisenbahngabel von der Murman-Bahn nach Petroswok (?) und der Abzweigung Richtung Archangelsk, Eisenbahngabel am Südrand des Weissen Meeres. Man dachte an eine hochwinterliche Operation, weil die zugefrorenen Gewässer nicht die Schwierigkeiten boten wie im Sommer. Alle unsere Überlegungen und Pläne kamen nicht zur Verwirklichung, weil die grosse Ostfront, die dafür notwendig gewesen wäre, und die dafür vorgesehenen Verbände immer wieder verzögerten.

Die 20. Gebirgsarmee mit allen in ihrem Bereich fechtenden Kampfverbänden war 250 000 Mann stark. Im Frühjahr 1942 fanden schwere Kämpfe an der Eismeerfront statt.

Rückzug In der Finnmark waren zu zerstören die Wege und Brücken, die wir auch hinter uns buchstäblich abbrachen; zum anderen die Siedlungen, weil sie eine Bedrohung als Kampfmittel darstellten. Die Zerstörung aller Siedlungen wurde vom OKH angeordnet. Es waren Streusiedlungen bis zu kleineren Marktflecken. Die entw. Fischertreibende Bevölkerung an den Hauptpunkten oder auf den Tundren Lappensiedlungen waren, die die Haupthalter der Rentierherdensind. Die Dörfer wurden verbrannt. Die Einwohner sollten mit uns mitziehen. Und der grösste Prozentsatz ist mitgezogen, wem sich auch ein Teil verkrümelte. Es war für die Truppenbewegung doch eine erhebliche Belastung, da sich der Rückmarsch allein auf der Reichsstrasse 50 vollzog. Leerer Fahrraum wurde besonders für die Frauen zur Verfügung gestellt. Alle anderen marschierten zu Fuss. Die Russen sind zunächst um das Gebiet P. einschliesslich Kirkenes kämpfend hinter uns nachgezogen, sind jedoch über den Tarnawfjord nicht gefolgt, weil die Verkehrswege zerstört und die Bewegungen nur im Zuge dieser einen Strasse möglich waren; sie wurden leicht abgeschlagen. Erheblich angeschlagen wurde keine Verband. Am härtesten traf es die 2. Gebirgsdivision, die in einer Stützpunktfront ostwärts der Petsamow Nickelgrube stand und die

von einem vielfach überlegenen Feind mit modernsten Kampfmitteln überrannt wurde. Eine Rückführung auf dem Wasserwege verbot sich, weil die Engländer Herren der See waren. Die Verbände wurden alle auf dem Landwege in den Raum von Drontheim geführt, inzwischen gab es eine 16 km lange Unterbrechung durch ein Fjord, die mit Führen und vielen Fährstellen bewerkstelligt wurde. Dann marschierten die Verbände bis in die Gegen von Drontheim, um mit der einzigen norwegischen Bahn in den Raum Oslo abgekarrt zu werden. In dieser Zeit wurden fünf Divisionen abgegeben, die noch in das Reich gekommen sind, z.B. Elsass, in den pommerischen und mecklenburgischen Raum, wo sie eingesetzt wurden. Die 163., 169. 199. SS-Gebirgsdivision und 2. Gebirgsdivision setzte man noch in Schleswig-Holstein ein. Es waren bodenständige Divisionen von Narvik, die recht gute Truppen waren.

Ich kannte Schörner von oben. Er war auf der einen Seite/^{ein} von den Soldaten gefürchteter Mann, weil er hart war und auf der anderen Seite beliebt, weil er fürsorglich war und grundsätzlich den einfachen Soldaten in Schutz genommen hat und immer den Offizier zur Verantwortung zog. Wenn irgendwo ein Soldat seine Pflicht verletzte, griff er sich den Kompaniechef. Sein Renommée bei den Offizieren war daher schlecht, es ist klar, warum. Dietl konnte nicht strafen. Wenn er als Gerichtsherr ein Gericht besteigen musste, wand er sich sehr. "Führer ist der, der durch seine Persönlichkeit zur Gefolgschaft zwingt!"

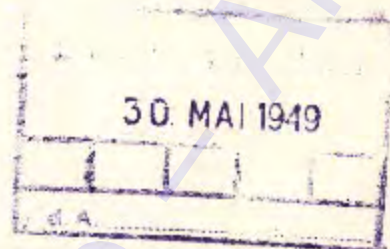
Man wird Schörner nicht gerecht. Er war schon ein Kerl in seiner Art. Was er sich in den Kopf setzt, führte er durch. In Phasen des Krieges, wo mancher Feldherr sich versuchte, hat er mit seiner Bullenenergie viel durchgesetzt. Zehntausende von Kämpfern hat er aus der Etappe herausgepresst und an die front gebracht. Wenn er hinten Weissbrot und Schinken fand, räumte er

die Bäckereien aus und brachte es nach vorn. Ich habe erlebt, wie er uns Schinken nach vorn brachte. Er hatte eine Organisation, die bis Griechenland reicht, und seine Soldaten in der Lapplandfront bekamen griechischen Wein. Alle Gauleiter waren angestellt, Wein zu liefern, und sie lieferten... Diese ausgesprochene Fürsorge für den Mann im letzten Posten ist in einer besonderen Form ausgeprägt gewesen.

Institut für Zeitgeschichte

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

Werner Hoffmann

(21b) Eiserfeld, den 25. Mai 1949
Wilhelmstr. 33.An die
Redaktion des Informationsblattes
" Christ und Welt "St u t t g a r t 0Steingrübenweg 7.Betr. Mitarbeit zur ergänzenden Fassung des Tatsachenberichtes
" Ostdeutsches Schicksal ".Memelgebiet, Belagerung und Kapitulation
von Königsberg.

Als ehemaliger Offizier einer Pioniereinheit nahm ich an den Kämpfen in Ostpreußen von Tilsit bis Pillau teil. Insbesondere ist mir die Belagerung und Kapitulation von Königsberg in Erinnerung geblieben, da ich mit meiner Pi.-Komp. einem Heeres-Pionier-Batl. angehörte und öfters anderen Heeresteilen zugeteilt wurde. Ich selbst war dann meistens beratender Pi.-Offz. der betr. Infanterie-Division.

Die HKL. lag damals (Winter 1944) direkt an der Memel, und zwar erstreckte sie sich von Tilsit - Ragnit bis Kukerneze. Letzteres ist oder war ein kleines Städtchen der bekannteren Stadt Ruß vorgelagert, woselbst die Memel sich in ihre beiden Mündungsarme Skirwitt I und II teilt. Ein kleiner Brückenkopf von etwa 25 km wurde noch in diesem Abschnitt von Teilen der Panzerdiv. HG. gehalten. Mittlerweile aber waren harte Kämpfe rechts von uns im Gebiet von Goldap und Ebenrode entbrannt. Einbrüche des Russen vergrößerten für uns die Gefahr des Flankenangriffs. Die Front dort drüben war zu schwach. Aus diesem Grunde nahm man den Brückenkopf zurück und warf die Pänz. Div. Einheiten HG dorthin. Diese stoppten auch die russischen Durch- und Einbrüche und stabilisierten die Front.

Unsere Aufträge als Pioniere waren im rückwärtigen Korpsgebiet, und zwar führten wir Sprengvorbereitungen durch und bauten Sperren.

Am 18. Januar 1945 nachmittags um 15⁰⁰ Uhr wurden wir durch Alarm zum Sprengen im Zuge der Absetzbewegungen befohlen. Der Russe war, wie wir schon ahnten, in die Flanke gestoßen und im Begriff, dieselbe aufzurollen.

Mit unseren vollkommen überraschten Infantristen und deren Nachhutten setzten wir uns anfangs planmäßig ab. Die nächste Auffangstellung war unbekannt. Wir Einheitsführer waren uns restlos selbst überlassen, da wir die Kompanien in kleine Sprengtrupps teilen und diese dann nach erfülltem Auftrag sammeln mußten. Wenn auch Sammelpunkte angegeben waren, so vereitelte in den meisten Fällen die jeweilige Lage ein Sammeln. Der Erfolg war, daß ich nach etwa 8 Tagen nur noch 50 % meiner Leute wieder hatte.

Solange die Absetzbewegungen im evakuierten Gebiet verliefen, war noch eine gewisse Planmäßigkeit festzustellen. Als aber dann die wild fliehenden Trecks der Zivilbevölkerung erreicht waren, begann die Katastrophe. Rücksichtslos preschte eine Art.-Abtlg. mit ihren schweren Fahrzeugen an einem Treck vorbei und drückte die langen, vollgepackten Wagen zur Seite. Die Straßen in der moorigen, sumpfigen Elchniederung waren meistens dümmartig angeschüttet oder verliefen auf den Dämmen der Kanäle, welche das Gebiet nach allen Richtungen durchzogen. Nach und nach sackte ein Wagen nach dem andern an den Böschungen hinab und versank langsam im Eis und Schlamm.

Die größte Katastrophe ereignete sich vor Labiau. Pioniere waren dabei, die große Straßenbrücke zur Stadt zur Sprengung vorzubereiten. Die Stadt selbst war vollgepfarrt mit Soldaten aller Waffengattungen und Zivilisten. Der Verkehr stockte, denn alle Straßen der Stadt waren vollgestopft mit Fahrzeugen aller Art. Schon hörte man von ferne das Bellen der Panzerkanonen und Paks. Unruhe überkam die Treckkolonnen. Gegenverkehr war unmöglich. Herren in braungoldenen Uniformen glaubten, den Verkehr regeln zu können, verlangten aber zuerst von den Soldaten begrüßt zu werden. So drang am Spätnachmittag der furchtbare Schrei durch die Kolonne: "Der Russe, der Russe!" Mit den Spitzen seiner Panzer war Iwan stur in die Treckkolonne von hinten hineingefahren und walzte nieder, was im Wege stand.

Hier bei Labiau wurde der Russe erstmalig wieder aufgehalten und abgefangen. Die Deimstellung, weltkriegsähnlich und veraltet angelegt, war nach fast 30 km Absetzen wieder besetzt worden. Aber schon nach 2 Tagen war Iwan ein- und durchgebrochen. "Pioniere vor! Graben aufrollen!" In der Nacht zogen wir in Bereitstellung. Mit 2 uralten Panzern P 3 mit 3.7 cm Kanonen sollten wir mit 40 Mann 2 mal 2 km Graben aufrollen. Ergebnis: 20 Tote und Verwundete, Munition alle, Kräfte verbraucht, die Infanterie kam nicht nach. "Zurück marsch, marsch!" Am Bahnhof Labiau sammelten wir in einem senkrecht zur RRL laufenden Graben. 3 Offiziere, 5 Unteroffiziere, 15 Mann. Zu uns gesellten sich noch 10 Volksturmleute mit einem alten Weltkriegsfeldwebel. An Waffen hatte jeder 1 italienisches Gewehr und 5 Schuß. 4 Tage noch hielten wir die Stellung, dann setzten wir ab.

Im Schutze des Bahndammes unter laufendem indirekten Beschuß von russ. Pak und Ratschbum zogen wir rückwärts.

Ganz langsam fahrend kommt uns ein Panzerzug entgegen mit ausgeschwärmten Pionieren und hält an. Wir treten mit ihnen zum Angriff an. Nach rechts und links bestand keine Verbindung. Unser Angriff kam bis vor die Stadt. Die Salve der Zuggeschütze löste ein derartig starkes Sperrfeuer aus, daß an ein weiteres Vorgehen nicht zu denken war. Wir blieben liegen, und der Panzerzug rollte langsam zurück. Da tauchen auf der Hauptstraße 6 Sturmgeschütze auf und rollen mit aufgesessenen Pionieren in die Stadt. Nach einigen Stunden kehren sie mit mehreren Leichtverwundeten zurück. Sie waren bis zur Stadtmitte gekommen, hatten aber aus jedem Fenster Feuer bekommen, sodaß sie nach Verschießen ihrer Munition zurückfahren mußten. Die in der Stadt verbliebenen Zivilisten wurden ein Opfer der Russen. Sonderbarerweise kämpfte der Kreisleiter bis zum Ende. Er fiel im heißen Straßenkampf.

So schlugen wir uns planlos bis vor Königsberg. Dann wurde ich mit zusammengestellten Resten zum Kurischen Haff befohlen und sollte dort eine HKL aufbauen. Sinnlos war das Unternehmen. Rechts keine Verbindung, links das zugefrorene Haff und hinter uns toller Gefechtslärm. Es gab keine andere Lösung als abzusetzen, und dies geschah gerade noch zur rechten Zeit, dann der Russe stieß mit einer Panzereinheit nach Cranz vor und schnitt uns somit den Rücken ab. Ein Teil unseres Batl., etwa 30 Mann und 1 Offizier nahmen den Kampf gegen zwölf T 34 auf. 9 von diesen Stahlwagen knackten sie mit der Hand. Der Offizier erhielt zwar das Ritterkreuz, aber nach seinem Tode. Mit ihm fielen noch 18 tapfere Pioniere. Nachdem nun die Stadt Königsberg näher rückte, stürzte alles, was laufen konnte, hinein. Der Russe stieß gleich nach und hatte somit eine wunde Stelle gefunden. In den ersten darauffolgenden Tagen fanden nur kleinere Geplänkel statt, bis der Iwan seine Hauptmassen herangezogen hatte. Nach 8 Tagen aber begann sein verheerendes Feuer mit Phosphor und Granaten. Hunderttausende von Zivilisten, Soldaten des Heeres, Baubatl., Festungspioniere, Polizeieinheiten und die gesamte 5. Panz. Div. mußten dieses Vernichtungswerk über sich ergehen lassen. Trotzdem arbeiteten alle notwendigen Betriebe weiter wie Munitionsfabriken, Lebensmittelbetriebe, Gas- und Wasserwerke usw. Der Ring um die Stadt hatte sich geschlossen. Die Eisenbahnlinien aus der Stadt hatte der Russe in Besitz.

In dieser Zeit hielten im Norden bei Cranz wenige deutsche Soldaten, etwa 2 Komp., die russischen Kräfte auf und machten den Weg frei für die 58. Div., welche von Memel über die kurische Nehrung kam.

Mit dieser Division startete ich mit meiner Komp. am 18. ^{Februar} ~~Januar~~ 1945 morgens 5⁰⁰ Uhr zum Angriff auf Königsberg. Gleichzeitig schlug von Königsberg aus die 5. Panz. Div. los. Der Angriff wollte nicht rollen. Wahnsinniges Feuer lag auf unseren Stellungen. Von See belegte mit sehr schweren Kalibern die "Prinz Eugen" die feindlichen Stellungen und Nachschubwege. In der zweiten Nacht unseres Angriffs wurde ich mit meiner Komp. herausgelöst und einer "Tiger-Abtlg." zugeteilt. Wir fuhren noch in derselben Nacht mit der Vorausabteilung von 6 Tigern, 12 Sturmgeschützen und 1 Panther. Nach etwa 15 Minuten bekamen wir ein wahnsinniges Granatwerferfeuer; wir rollten weiter und drangen von hinten in eine russische Stellung ein. Alle 10 m stand ein 15 cm Werfer, alle 10 m eine 7.5 Pak oder Ratschum. 30 Pakgeschütze und 20 Granatwerfer auf engstem Raum wurden überrollt. Und dann die Munitionsbestände! Der Russe

stand vor einem letzten wahrscheinlich entscheidenden Großangriff, und wir hatten ihm dazwischengehauen. Die Beute war sehr groß; Munition war tonnenweise gestapelt.

Im Morgengrauen rollten wir vor ein Gutshaus. Ein grauenvolles Bild bot sich unseren Augen. Vor der großen Freitreppe des Herrenhauses lagen der Besitzer, seine Frau und seine etwa 20 Jahre alte Tochter splinternackt mit abgehackten Händen und Füßen. Insbesondere die Frauen waren verstümmelt bis ins Unkenntliche. Unweit davon lagen gefallene Russen. Wir hielten an, überdeckten die Leichen der Deutschen mit Tüchern und visitierten die Russen. Zwei, drei und vier Zivilanzüge trugen sie, darüber die Uniform. In ihren Rucksäcken fanden wir Gardinen, Handtücher usw. Weiter gings dem Russen nach. 3 Wagen fielen durch Minen aus. 2 russische Pakgeschütze werden überrollt und zermalmt.

Langsam dämmert der Morgen. Wir fahren in ein Gehöft in Deckung. Sprit und Munition sind alle, außerdem haben wir Kohldampf. Erst gegen Abend rückt die eigene Infanterie nach. In der Nacht wird getankt und munitioniert. Vor dem Weiterangriff vergewissern wir uns und schießen als Zeichen für die aus Königsberg kommenden Kameraden eine Sternbündelpatrone. Etwa 3 Minuten später sehen wir drüben dieselbe steigen. Wir schätzen die Entfernung, etwa 4 km. In dieser Nacht müssen wir es schaffen. Kurz vor der Weiteffahrt. Die Pioniere waren schon aufgesessen. Da hören wir immer stärker werdendes Motorengeräusch auf der Straße. " Kanonen klar ! " Laden! Ein schwerer deutscher Panzer-Spähwagen braust heran. Wir gehen Zeichen. Er stoppt. Die Klappe geht auf. Ein Feldwebel, ein Uffz. und 2 Mann springen heraus. Ein Freudenfest. Die Verbindung ist da. Der Weg nach Königsberg ist frei. 12 Stunden später war die Telefonverbindung nach Königsberg frei und hergestellt. 8 Tage später fuhr die Bahn, an der sämtliche Brücken und Weichen zerstört waren. Tausenden war der Weg geöffnet und konnten nach Pillau, um per Schiff nach Dänemark zu fliehen. 3 Wochen etwa war der Weg offen, dann mußten wir der russischen Übermacht weichen, da die Reserven, Munition und Verpflegung fehlten.

Der Kommandant von Königsberg Gen. Lt. Otto Lasch kapitulierte.

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

HOSBACH, Friedrich

siehe ZS 74

Als wir unsere Heimat verliessen --

(Ein Fluchtbericht einer Ostpreussin).

Am 22. Januar 1945 verliessen wir bei 20 Grad Kälte und Schneesturm in einem Treck von 11 Ackerwagen unsere ostpreussische Heimat, ein schönes mittelgrosses Landgut, das durch Generationen von unserer Familie mit allen seinen Lebewesen aufs Liebevollste gepflegt und mit viel Sorgen und Schweisstropfen auf seinen jetzigen hohen Kulturstand gebracht worden war. Es handelte sich um den Aufbruch von 18 Familien, denn in Ostpreussen wohnen die Landarbeiter mit ihren Familien in Werkwohnungen des Betriebes, und man ist in Freud und Leid sehr mit einander verbunden. Lange hatte man das Unglück kommen sehen - und doch bis zuletzt gehofft. Noch am Tage vorher war jegliche Abreise verboten, wurde die Bevölkerung von den Stellen der NSDAP zur Disziplin gemahnt, und alle Vorbereitungen zu einer Flucht schwer verächtlich gemacht. Lediglich die Flüchtlinge aus den Grenzkreisen, die schon seit Monaten in unseren Betrieben untergebracht waren, durften jetzt endlich fahren, nachdem sie sich lange schon vergeblich um die Erlaubnis zur Weiterfahrt nach dem Westen bemüht hatten. Sie allein stellten schon eine grosse Belastung für die ostpreussischen Strassen dar. Nun war auch unsere Stunde da. Hätte das Militär uns nicht am Tag vorher gewarnt, wären wir nie mehr herausgekommen. So bereiteten wir heimlich unsere Leute vor. Wie wichtig war es! Dort lag gerade die eingeweichte Wäsche im Wasser - hier musste unbedingt noch sofort Brot gebacken werden - dort wurde noch ein Schwein geschlachtet - hier noch schnell ein Angehöriger aus der anderen Ortschaft oder ein Kind aus dem Krankenhaus heimgeholt. Wir liessen die Wagen vorbereiten. Es waren 7 Meter lange ostpreussische Leiterwagen, die je 2 Familien aufnehmen sollten. Notdürftig wurde aus Teppichen oder Planen ein Dach darauf gebaut. Je nach Eignung der "Fuhrmänner", die in diesem Falle Frauen oder Mädchen oder ganz alte Leute waren - denn die Männer waren ja alle Soldaten oder beim Volkssturm - verteilten wir im Stillen die Pferde, und dann packten wir die ganze Nacht, während Fenster und Türen dröhnten und man bereits die Maschinengewehre hörte. Es war die zweite völlig schlaflose Nacht. Die Anforderungen jener Tage durch Militär, Flüchtlinge, unzählige Betriebschwierigkeiten usw. waren in den Tagesstunden nicht mehr zu schaffen, von allem Privatem gar nicht mehr zu reden! Völlig erschöpft legten wir uns gegen 6 Uhr früh noch etwas hin. Eine viertel Stunde später klingelte das Telephon: Räumungsbefehl! Um 9 Uhr hätten alle Wagen fertig auf der Strasse zu stehen. Ein kopfloser, undurchführ-

barer Befehl. Noch nie im Leben habe ich mich so verzweifelt durch einen Vormittag durchgekämpft. Es war ja nicht zu schaffen! Es handelte sich ja nicht nur um uns und unsere Familie, trugen wir doch die Verantwortung für den ganzen Treck. Mit einer Laterne in der Hand ging meine Schwester, die den Betrieb leitete - denn unsere Eltern waren alt - durch den frischen, hohen Schnee von Haus zu Haus, weckte die Leute, teilte jedem die Pferde zu und gab allerlei Anweisungen. Jeder gehorchte. Unaufhörlich kamen dann in den nächsten Stunden die Fragen, Wünsche, Ratlosigkeiten zu uns. Daneben packten wir unsere Wagen - noch völlig ohne Erfahrung. Kein Mensch hatte Zeit zum Kochen oder Essen oder Heizen. 20 Grad Kälte ! Schneidender Wind ! Im Zimmer auf dem Tisch fror die Milch. Etwas übriggebliebenes Essen vom Tag vorher nahmen wir mit. Im übrigen: Brot, Mehl, Eier, Konserven, etwas Fett usw., denn wir wussten, dass wir uns irgendwie selbst ernähren mussten. Allerdings - dass wir 7 Wochen lang von den Vorräten im Wagen leben mussten - das ahnten wir damals - Gott sei Dank - noch nicht. Meine kranke Mutter sass still am Fenster und verfolgte - selbst zur Untätigkeit verurteilt - unsere fieberhafte Tätigkeit, uns dann und wann mit einem Rat aus ihrer reichen Erfahrung oder einem Wort des Verstehens unterstützend.

Kurz nach 2 Uhr mittags fuhren wir dann, als die Artillerie bereits neben uns in Stellung ging, auf dringenden militärischen Anruf als letzte vom Hof. Hinter uns brüllte das ungemolkene, ungefütterte Vieh, etwa 150 Stück, die Züchterarbeit von etwa drei Generationen. Fohlen, eine hochtragende Stute, Schweine, Schafe, Federvieh - alles blieb verlassen in den Ställen zurück. Nur unseren treuen Hund nahmen wir mit. In den Scheunen zum grössten Teil noch ungedroschen, eine Rekordernte, wie wir sie noch nie erlebt hatten - schwer erkämpft in dem letzten Kriegssommer. - Alles umsonst - Nun war es so schnell geschehen, was gestern, uns selbst noch ganz unvorstellbar, vor der Seele eines Menschen stand, der mit seiner Truppe kurz bei uns rastete und der die Flüchtlingsnot schon kannte. Er stand am Fenster und sah hinaus in unseren tief verschneiten Garten. Eine Welt des Friedens umgab unser Haus. "Mein Gott" sagte er "wie muss es sein, eine s o l c h e Heimat aufzugeben. " "Unseren Ausgang segne Gott" - mit diesen Worten liess Mutter sich hinausführen in die Not der Winterkälte. Wir fuhren vom Hof, reihten uns am Ende der Wagenschlange unseres Trecks.- Ein letzter Blick auf die geliebten alten Lindenbäume, die Haus und Hof fast verdeckten - dann war alles vorbei. -

Wir fuhren in einem Wohnwagen, den Vater eigenhändig seit dem Sommer gebaut hatte. Es war so eine Art Zigeunerwagen mit Tür, 2 kleinen Fenstern, einer Matratze und einem Lehnstuhl für Mutter und einem

kleinen Herd, den man aber nur anstecken konnte, wenn der Wagen hielt. Sonst war der Wagen vollgepackt mit Gepäck und furchtbar eng. Auf den Strassen herrschten bereits chaotische Verhältnisse. Zahllose Flüchtlingswagen, zurückflutendes Militär - alles in nicht zu schildernder Nervosität. Es war ja auch - weiss Gott - keine Minute mehr zu verlieren - für niemanden! Dazu die Strassen vereist, die Pferde natürlich bei d e r Eile des Aufbruches nicht mehr scharf beschlagen. Es wurde bald dunkel. Ein Wagen rutschte in den Strassengraben und musste neu geladen werden. Der Feind war ganz nah, die Leute in grosser Angst. Da liessen wir sie vorfahren und wollten nachkommen, sobald der verunglückte Wagen wieder fertig war. 6 Wagen, meist mit vor Kälte weinenden Kindern, fuhren ab. Wir sahen sie nie wieder und wissen jetzt, dass sie nicht mehr entkommen sind. Einige haben sich noch per Schiff ohne Gepäck über die Ostsee nach Dänemark oder Westdeutschland gerettet, die anderen arbeiteten bis vor kurzem unter trostlosen Bedingungen zu Hause unter den Russen, und sind jetzt, soweit sie es überlebt haben, bettelarm hinausgeschickt worden. Viele starben, von anderen fehlt jede Spur. Nur wenige Getreue waren bei uns geblieben, und haben alles mit uns erlebt. Wir wurden eine untrennbare Schicksalsgemeinschaft. Dazu gehörten auch unsere treuen Polen, die unsere Wagen fuhren. Es waren polnische Zivilarbeiter, die mit ihren Familien bei uns im Betrieb gearbeitet und gelebt hatten. Wir wurden gute Freunde. Sie haben uns durch ihren praktischen Sinn, ihre grosse Kunst als Fahrer und Pferdepfleger enorm geholfen. Mehr als einmal in den langen Wochen der gemeinsamen Flucht retteten sie uns das Leben. Ohne sie hätten wir es nie schaffen können.

Wir fuhren dann bis hinter den nächsten Wald, machten, als es völlig dunkel war, Halt, und luden vieles ab, da die Wagen viel zu schwer waren. Zu unserem grossen Kummer auch unsere vier besten Legehühner und Zuchtkaninchen, die wir lebend mitgenommen hatten. Als gegen zwei Uhr nachts der Mond aufging, fuhren wir weiter. Immer Schritt für Schritt, vor uns und hinter uns Wagen auf Wagen. Die Hauptstrassen lagen schon unter Beschuss. Nur durch Vaters genaue Ortskenntnis kamen wir auf einer Nebenstrasse vorwärts. So erklärte es sich auch, dass wir unsere anderen Treckwagen nicht mehr wiedertreffen konnten.

Unser Ziel war ein Pfarrhaus in Pommern. Aber es war zu spät. Bereits am 25.1. schloss sich der Ring bei Elbing und wir waren im Kessel.

Unsere Heimat lag etwa 60 km östlich von Königsberg. Wir fuhren nicht, wie leider die meisten Trecks aus jener Gegend nach Königsberg hinein, sondern umgingen es südlich. Obgleich der Kessel sich

geschlossen hatte, fuhren wir dennoch in südwestlicher Richtung weiter in einer unabsehbaren Schlange von Flüchtlingswagen. Man hoffte allgemein, und es hat wohl auch die Absicht bestanden, den Ring bei Elbing noch einmal zu sprengen, um den Flüchtlingsstrom zu befreien. Die winterliche Kälte hielt an. Schwer war die Ernährung, da alle Nahrungsmittel, einschliesslich Brot gefroren waren. Unsagbar die Not der Mütter mit kleinen Kindern! Wie sollte man Wäsche waschen und trocknen? Wie die kleinen Geschöpfe waschen und umziehen in dieser Kälte? Man könnte einwenden: "Warum sind die Frauen mit kleinen Kindern nicht längst fort gewesen? Es gingen genug Evakuierungszüge mit Frauen und kleinen Kindern gen Westen". Man stelle sich das Kriegsleben der ostdeutschen Landfrauen vor: in vielen Fällen trugen sie die Verantwortung allein für den Hof, da der Mann im Felde war. Ähnlich die Landarbeiterfrauen, deren oft einziges nicht zu unterschätzendes Besitztum ihre Tiere waren: Kuh, Schweine, Schaf und Federvieh. Auch hier der Mann meist eingezogen. Und waren die Männer noch da, wer wusste ob sie morgen nicht fort waren. Ausserdem denke man an die Pflichten, die in jener Zeit die wenigen zurückgebliebenen Männer auf sich hatten. Wieviele betreuten noch einen 2. oder 3. männerlosen Hof. Was sollten sie beginnen in jener Zeit, wenn die Frau, die die Seele eines jeden Landhaushaltes ist, fortging! Und die Kinder in diesen Wirren allein fortschicken? Grade die kleinen, zarten - die Säuglinge etwa? Wenige Mütter haben sich dazu entschliessen können.

Wir kamen nun in etwas bergiges Gelände. Am 26.1. waren die Strassen so glatt, dass wir in einer Kurve mit dem ganzen schweren Wohnwagen abstürzten, einen Berghang hinunter. Unten war ein See. Vater, der trotz seines hohen Alters selbst den Wagen fuhr, fiel vom Sitz und verlor die Leine. Ich selbst war mit meiner kranken Mutter im Wagen und versuchte uns zu schützen vor den Gepäckstücken, die um uns herumstürzten. Im letzten Moment bekam der Pole die Leine zu fassen und riss den Wagen herum mit der Deichsel in das Tor einer Scheune, die unten am See stand. Der Wagen stand und nichts war passiert. Gottes Engel! Langsam fuhren wir noch bis spät abends. Dann gaben wir es auf. Wagen und Pferde waren auf den vereisten Strassen ohne grosse Lebensgefahr nicht mehr zu regieren. 5 km hinter der Front blieben wir schliesslich in einem Bauernhof mit hunderten von Menschen völlig bewegungsunfähig liegen. Schwere Kälte, die Strassen bald so tief verschneit, dass die endlose Wagenschlange abends genau so dastand, wie sie morgens gestanden hätte. Niemand kam mehr weiter. Um uns herum brannten die Dörfer, über uns die Flieger. Jede Nacht erwarteten wir die Russen. Die Bäuerin

des Hofes (der Mann war im Felde) tat was sie konnte, opferte alles, um dem unsagbaren Elend zu steuern. In einem kleinen Zimmer lebte sie mit Eltern und Verwandten zu 9 Personen. "Ich habe mein ganzes Haus ausgemacht" sagte sie, "geht hinein und seht, ob Ihr noch irgendwo Platz findet". Später ehe wir abfahren gab sie uns 2 Kälber und 2 Schafe, die wir für unseren Treck schlachten durften. Diese Vorräte waren uns von grösstem Wert, da unsere beiden fetten Schweine zu Hause im Stalle geblieben waren. Ein Soldat hatte sie uns damals in letzter Nacht noch schlachten wollen. Wenige Stunden vorher wurde seine Truppe abberufen und er kam nicht mehr dazu. Schwer erschütterte uns damals das Schicksal dieser jungen opferbereiten Bäuerin: Ihr einziges Kind ist auf der Flucht erfroren. Von ihrem Mann weiss sie nichts. - In der Küche des Bauerhauses wurde für hunderte von Menschen gekocht, das heisst, jeder Treck, bzw. Familie kochte für sich so schnell es ging, denn es war nur ein Herd vorhanden. Daneben wurde Brot gebacken, Windaeln gewaschen, geschlachtet, eingeweckt usw. - unvorstellbar, wenn man es nicht selbst gesehen hat. Schlimm die Wassernot! Wasserleitung und Brunnen waren bald erschöpft. Man denke allein an die vielen Pferde der Flüchtlingswagen. Schlimm auch der Diebstahl überall. Abgesehen davon, dass auch schlechte und schlechteste Elemente in der Masse dabei sind - was sollte so eine unglückliche Flüchtlingsfamilie tun, wenn ein Wagenrad zerbrochen war, wenn ein Pferd verunglückt war (es kam oft genug vor besonders bei tragenden Stuten), wenn kein Pferdefutter mehr da war, wenn der letzte Eimer gestohlen war, wenn die Wagenlaterne zerbrochen war! Anders ist der Diebstahl in solcher Notzeit zu werten. Unsere Polen schliefen zwischen den Pferden unter sich die Geschirre, abwechselnd standen wir Frauen Wache Tag und Nacht an den Wagen.

Schliesslich trat Tauwetter ein und wir konnten weiterfahren. Zweimal wurden wir während dieser Zeit im Kessel nachts Hals über Kopf von der Polizei aus den Notquartieren gejagt, da der Russe dicht heran war. Sehr schwierig mitten in der Nacht in einem fremden Ort Menschen und Wagen bei einem so überstürzten Aufbruch wieder zusammenzufinden. "Mein Gott, was macht man mit Euch!" sagte ein Soldat, der meiner Schwester freundlich half, als sie sich auf dem fremden Hof nicht mehr zurecht fand. Es war nicht das einzige Mal, dass Soldaten halfen, wo es in ihrer Macht stand - oft ganz aus eigener Initiative - und sei es mit einer Tasse heissen Kaffees, einem Stück Brot oder einem freundlichen Wort. Wie dankbar ist man in solcher Not für die kleinste Hilfe, die zur grossen Wohltat werden kann.

Am 4.2. ergab sich die Möglichkeit, als letzter Ausweg über das gefrorene Frische Haff und dann weiter über die Frische Nehrung nach Danzig noch zu entfliehen. Das frische Haff ist ein Binnengewässer, das an der Überfahrtsstelle etwa 7 km breit ist. Nur durch eine schmale Landzunge, die Nehrung, ist es von der Ostsee getrennt. Diese Nehrung ist nur ein bis (an der breitesten Stelle) drei km breit. Sie besteht aus bewaldeten Dünen und hat eine einzige Fahrstrasse. Die Ortschaften sind arme Fischerdörfer, die einzig grössere, Kahäberg, ist ein Ostseebad und Ausflugsort. Sollten wir diese Flucht aus dem Kessel wagen? Wir hatten bereits gehört, dass das Eis auf dem Haff nicht mehr hielt, und dass die Flieger die "Eisbrücken" bombardierten. Aber wir hofften auf eine schnelle Errettung. Nur weiter, weiter -- ! Die Kräfte unserer geliebten Mutter, der wir nach schwerer, noch nicht voll überwundener Krankheit diese entsetzlichen Strapazen so wenig erleichtern konnten, wurden geringer. In der ganzen namenlosen schweren Zeit, in all der vielfältigen Not, in den zahllosen Gefahren der winterlichen schutzlosen Heimatlosigkeit, die ja in diesem Bericht nur angedeutet werden können, war Mutter die Stärkste von uns allen. Ohne sie, ohne ihre überirdische innere Kraft und ihr felsenfestes Vertrauen auf Gottes gnädige Durchhilfe, hätten wir nicht durchhalten können. Sie hat uns alle getragen bis zu ihrer letzten Stunde.

Die grösste Not der ganzen Fluchtzeit begann erst jetzt mit der Flucht aus dem Kessel: Nachtquartiere hörten auf. Wir lebten nun Tag und Nacht draussen. 2 Tage und 3 Nächte mussten wir in endloser Wagenschlange anstehen, bis wir auf das Eis heraufkonnten. Erfahrene Fischer hatten auf dem Haff 2 verhältnismässig sichere Strassen, sogenannte Eisbrücken, gesucht und abgesteckt. Waren diese Brücken von Fliegern getroffen, so mussten erst neue gefunden werden, und inzwischen konnte niemand fahren. Es wurde Tag und Nacht gefahren. Oft fuhren die Wagen im Dunkeln in die Bombenlöcher. Es konnte nur in 50 Meter Abstand gefahren werden, da das mürbe Eis keine stärkere Belastung mehr vertrug. Die Wagen standen zu tausenden auf den Zufahrtsstrassen in ihrer äussersten Not - auch wir dabei. Der Kessel wurde immer enger.

In den Morgenstunden des 7.2. als unser Treck endlich an der Reihe war, und vorsichtig Wagen für Wagen auf das Eis hinausfuhr - gerade jetzt, da es kein Zurück und kein Halt mehr gab, traf uns ein grosser Kummer: unser Hund, der eben noch neben uns gestanden hatte, war fort. Vergeblich alles Suchen und Nachfragen. Wir fanden ihn nicht wieder. Später haben wir gehört, dass Soldaten ihn in eine Feldküche gelockt hatten. Und das ausgehungerte Tier, das sich keinen Schritt sonst von

uns fortrührte, war ihnen gefolgt. Was diese treue Tierseele uns gewesen ist, was sie mit uns erlebt und gelitten hat, wie wir uns verstanden gegenseitig, das wissen nur wir allein.

Nun fuhren wir -- fuhren von Gottes Engeln geleitet über das brechende Eis. Rechts und links die eingebrochenen Wagen und toten Pferde der vorhergehenden Tage. Eine Todesstrasse die man nicht beschreiben kann. Einmal schwammen wir mit unserem grossen Wagen auch auf einer Eisscholle. Unser alter Vater fuhr uns selbst. Der Pole und meine Schwester gingen neben her, um im Unglücksfalle vielleicht noch von aussen her helfen zu können. Ich blieb bei meiner Mutter im Wagen. In den vorgeschriebenen Abständen folgten unsere anderen Wagen. Wie haben unsere Leute sich geängstigt ! Als wir schon nahe dem Ufer waren, kamen die Flieger und schossen blindlings in die Flüchtlingskolonnen hinein. Es entstand eine Panik, alles drängte zum Land, die Wagen fuhren zusammen und viele brachen ein. Welch ein Schreien von allen Seiten. Auch ein Wagen von uns brach ein, die Pferde hatten die Köpfe schon unter Wasser, und nur dem fabelhaften Schneid des Polen verdanken wir es, dass tatsächlich nichts dabei verloren ging. Beim Neuladen des Wagens fiel meine Schwester bis unter die Arme ins Wasser. Doch was war solch ein Erlebnis schon ? In wenigen Stunden dachte niemand mehr daran.

Wir waren am anderen Ufer. Gerettet ? - Ach wir ahnten nicht, was jetzt vor uns stand.

Noch heute, wenn wir Landsleute treffen und von der Notzeit der Flucht sprechen - ist das Wort "die Nehrung" gefallen, so gibt es jedesmal erst eine Stille. Wir sprechen wohl alle selten davon und auch nur mit wenigen Worten. Auch mir fällt es schwer, davon zu erzählen. Wir verstehen jetzt so gut die Frontsoldaten, die manchmal ein ganzes Leben lang von den stärksten Stunden ihres Fronterlebens nicht sprechen können. Für Menschen, die keine Abenteurer sind, ist so ein Stück Lebensnot keine Sensation, mit der man seine Mitmenschen unterhalten kann. Nur da, wo man spürt, dass Menschen mit ganzer Seele hören, gelingt es manchmal, etwas herzugeben aus jener Zeit. Ich schreibe diesen Bericht auch wahrlich nicht zur Unterhaltung, sondern für die Menschen - gleich welchem Lande sie angehören - die mit offenen Augen und wacher Seele einmal von Mensch zu Mensch sehen und hören wollen, was im deutschen Osten geschehen ist, und was das Wort "ostdeutsche Flüchtlinge" bedeutet. Und ich bitte, unser Schicksal, das ich hier zeige, nicht als etwas Besonderes anzusehen. Es i s t kein Einzelschicksal. Millionen trugen und tragen dasselbe und Schwereres.

Wir sind gewohnt unsere Vergangenheit in uns zu verschliessen. Unsere Umgebung weiss oft sehr wenig oder auch gar nichts von uns, und das ist gut. Es genügt, dass Gott, der Herr es alles gesehen hat. --

Auf der einzigen grundlosen Nehrungsstrasse, die nie für stärkeren Verkehr, sondern nur für kleine Fischerwagen gebaut war, und die jetzt auch gleichzeitig einzige Rollbahn für das Militär war - oder unten am Meeresstrand - oder auf einem sandigen Dünenweg kämpfte sich ein von aller Welt verlassenes Volk zollweise voran. Viele zu Fuss (sie kamen noch am schnellsten vorwärts), Mütter mit einer Handtasche ein Kind auf dem Arm - Verwundete an Krücken - alte Leute, denen man ansah, dass sie keinen Kilometer mehr gehen konnten - Leute die von ihren sinkenden Wagen noch abgesprungen waren, und nun nichts mehr hatten - weinende Kinder, die um ein Stück Brot oder um etwas zum Trinken bettelten, und die Mutter hatte nichts mehr - flehende Frauen, die mit ihren Wagen irgendwo festgefahren waren in einem grundlosen Loch, die Pferde erschöpft und niemand konnte diesen verzweifelten Frauen helfen, denn ihre Pferde waren doch am Ende ihrer Kraft. Kam der Abend, und standen die Trecks still, hörte man das unvergessliche Rufen durch die ganze Nacht nach verlorenen Kindern, hörte man die Hilferufe der Versinkenden auf dem Haff, die doch umsonst riefen (noch 8 Tage lang ging der ganze Strom über das Haff, Tag und Nacht, obgleich es weiter taute und regnete und das Wasser über dem Eis bis an die Wagenachsen reichte) - sah man die Menschen schutzlos oft im Regen unter den Bäumen sitzen mit Kindern und Alten, manchmal um ein Feuer, das doch bald wieder gelöscht werden musste, weil die Flieger kamen, hörte man in vielen Wagen die kranken Kinder schreien, begann das flehentliche Bitten an den Wagen um Nahrung, um einen Platz im Wagen, und man konnte doch selbst so wenig helfen. Kam der Morgen, so sah man da und dort die Toten, Erfrorenen liegen, die niemand beerdigte, von denen niemand mehr erfahren wird, wo sie geblieben sind. Nicht zu schildern das Elend der Verwundeten. Und niemand der half, ausser ganz wenigen Soldaten. Einige dieser wenigen Offiziere und Soldaten, die hier mit ihren geringen Kräften machtlos einem Strom von Elend gegenüberstanden - ja sich selbst aus eigener Verantwortung dort hingestellt hatten - sie leisteten Unvergessenes für viele Flüchtlinge. Waren sie doch die einzigen die man fragen konnte; "Wo soll ich fahren, wie ist der Weg dort über die Düne?" oder "Ist ein Wagen, der so oder so aussah, kürzlich hier vorbeigekommen? Nicht? Dann sag ihm, wenn er kommt, sein Bruder wäre schon voraus". Oder "Ich kann nicht mehr gehen, beim besten Willen nicht, erbarm Dich und sieh zu,

dass mich ein Wagen mitnimmt." Oder "Was ist nur los: 4 Stunden stehen wir nun still, kein Wagen rührt sich, sieh zu, was da vorne los ist." Ein Offizier zu Pferde ist mir in besonderer Erinnerung, der dauernd unterwegs war, um Stockungen zu beseitigen. Solchen Offizieren gehorchte jeder. Gott sei Dank, endlich irgendwo einer, der führt. Gleich, oh er sich selbst dazu die Vollmacht gegeben hatte. Es gab kein Wasser, kein Brot, keine Nahrung für Kinder und Säuglinge, kein Pferdefutter.

Kein Wasser für Menschen und Tiere. - Zunächst taute man Schnee auf. Dann gab es keinen mehr. Die Polen hatten Haffwasser getrunken und wurden alle krank. Quellen und Gräben gibt es in den Dünen nicht. Das Ostseewasser ist salzig. Strahlend kamen eines Tages unsere Leute mit einem Eimer kohlschwarzen Schnees, den sie irgendwo in einem Loch am Nordhang gefunden hatten. Wie dursteten die Verwundeten. Nie vergasse ich die flehenden Augen.

Kein Brot - Was assen wir eigentlich? Ich weiss es selbst kaum. Wir kochten alle auf kleinen Holzfeuern an der Strasse. Führen die Wagen plötzlich weiter, so nahm man seinen Topf mit halb gekochtem Essen und ging mit, bis der Wagen wieder stand. Dort stellte man ihn auf des Vorgängers Feuer und kochte weiter. Wenn nur das Holz nicht so nass gewesen wäre und nicht so viele hungrige Menschen überall herum sodass es eine Qual war noch etwas Essbares zu haben.

Keine Kinder nahrung - keine Milch. Wir hatten ein Polenbaby mit auf dem Treck und erlebten es selbst aus nächster Nähe mit. Ihr armen unschuldigen, langsam sterbenden Kinder! Ich glaube und habe es oft bestätigt gehört: die Kleinen unter einem Jahr haben es alle nicht überlebt. Wie schnell schreibt sich das hin, und welch eine Welt von Jammer für eine Mutter, deren einziger Sonnenschein in einsamer Kriegszeit dieses Kind gewesen ist!

Kein Pferdefutter - Wir fütterten die Pferde mit Tannen und etwas Strandgras. Überall frassen sie die Wagen an. Alle wurden krank (Druse). Kein Wunder bei den eisigen Winden Tag und Nacht. Überall an den Strassen lagen tote Pferde. Auch die vielen, vielen toten Fohlen, an allen Fluchtstrassen von Ostpreussen bis Mecklenburg. Was die armen erschöpften Pferde leisten mussten, muss man wochenlang miterlebt haben. Für alle Zeiten sind einem die überlebenden Tiere ans Herz gewachsen. Dabei lud jeder, aber auch jeder tagtäglich ab von seinem Wagen, um überhaupt noch weiterzukommen. Auf dem Haff und auf den Nehrungsstrassen konnte man alles finden und mitnehmen, was man sich ausdenken konnte: Nähmaschinen, Radioapparate, Kisten

mit feinstem Porzellan, Koffer mit ganzen Wäscheausstattungen (welche Kostbarkeiten bei Kriegsende!), Konserven aller Arten, Schuhe, Stiefel, Betten, Pelze usw.usw. Niemand rührte die Sachen an. Es kostete schon genug, wenigstens einen Teil des eigenen Hab und Guts zu retten. Unbarmherzig trieb man die Pferde weiter. Sie mussten, m u s s t e n ziehen. Jeden Tag konnte der Russe auch diesen Ausweg sperren. Am anderen Ufer brannten die Ortschaften.

Mit vielen Menschen hat man gesprochen an jenen Tagen, aus allen Ständen und Schichten des Volkes, mit Soldaten aus allen Teilen Deutschlands, mit Polen und Franzosen, die die Wagen vieler Familien ohne Männer fuhren (vorbildlich besonders die Franzosen in ihrer Einsatzbereitschaft für "ihre" Familien). Einen jeden traf bis ins Innerste was hier geschah. Fast in jedem Gespräch war man bei dem Warum - bei den letzten Dingen überhaupt - bei Gott, der dies alles sah und geschehen liess.

Ein Abend ist mir besonders in Erinnerung. Die Polen rückten die Wagen zur Nacht zurecht und klemmten dabei meine Schwester zwischen zwei Wagen ein. Bei den lauten Zurufen und dem Knarren der Räder hörten sie unser angstvolles Zurufen nicht. Es ist - menschlich gesehen - noch heute unbegreiflich, dass kein Unglück geschah. Im letzten Moment standen die Pferde still. Noch 10 cm weiter - und es wäre nichts mehr zu retten gewesen. Die Polen erstarrten noch nachträglich vor Entsetzen. S i e hatten die Pferde nicht angehalten.

Am 12.2. fuhren wir weiter früh morgens, solange es noch dunkel war. Meine Schwester ging mit einer Laterne voran. Es hatte frisch geschneit. Da fanden wir einen grossen Lastwagen mit Schwerverwundeten und einer Frau mit drei kleinen Kindern. Auf allen lag 10 cm Schnee. So lagen sie die ganze Nacht. Ihr Trecker hatte nicht zwei Anhänger ziehen können, war mit dem ersten fortgefahren und hatte sie stehen lassen. Vier Soldaten und die Frau mit den kranken Kindern luden wir ein. Es war ein unsagbares Elend. Meine Mutter war totkrank, auch der Vater krank. Die allernotwendigste Pflege war in dem Wagen so schon kaum möglich. Nun die vielen hilflosen Menschen dazu! Erst am Nachmittag konnten wir sie einem Militärwagen übergeben. Wir konnten unsere Wagen mit zwei Pferden nicht mehr fahren. Die Tiere waren völlig kraftlos. So fuhren wir dann oft einen Wagen mit vier Pferden ein paar Stunden weit voraus, spannten dann aus und schickten alle Pferde zurück nach dem nächsten Wagen usw., bis wir alle vier Wagen nachgeholt hatten. Das Tempo in dem wir vorwärts kamen brauche ich nicht zu schildern. Unheimlich war es jedesmal, wenn man stundenlang ohne Pferdewarten musste, bis es wieder weiterging. An jenem 12.2. standen wir auch

lange allein, bewegungsunfähig, während sich die feindliche Artillerie gerade auf unseren Strassenabschnitt einschoss. Am Abend standen wir an einer Wegstelle mit so furchtbaren Löchern, dass die Polen zum ersten Mal sagten: "Es geht nicht weiter, hier brechen die Wagen zusammen." Am nächsten Tag fuhren wir doch. Sie leisteten ein Meisterstück an Fahrkunst, und Gott war mit uns.

Am Abend waren wir in Kahlberg. Wir blieben unten am Meer stehen, wollten nachts am Strand weiterfahren. Viele Stunden war ich in dem überfüllten Ort unterwegs nach Brot und Pferdefutter. Ich bekam fast nichts. Kein Futter ! Wir mussten weiter, weiter, nur von der Nehrung herunter, solange die Pferde noch ziehen konnten. Vater ging es schlecht Und die Kraft unserer geliebten Mutter war zu Ende. Als wir um 11 Uhr nachts aufbrechen wollten, konnte sie keine Fahrt mehr aushalten. So schickten wir die Pferde mit den anderen Wagen voraus. Am nächsten Morgen sollten sie zurückkommen und uns nachholen. Wir blieben ganz allein. Es war eine eisige Nacht. Der Sturm wuchs. Und die Wellen stiegen höher. Würden sie bis zum Morgen unseren Wagen erreicht haben ? Niemand würde uns helfen. Wir waren zu Tode erschöpft. Und wir alle wussten, dass Gott unser Liebstes auf Erden gerufen hatte. - Am nächsten Morgen, als es langsam hell wurde, war unsere Mutter bei Gott geborgen. - Draussen tobte der Sturm, brauste das Meer wenige Meter von uns entfernt. Drinnen war es still, unendlich still.

Wir sind allein seitdem. Wir haben nicht nur unsere äussere - wir haben auch unsere innere Heimat verloren.

Die Zeit stand still. Ging uns die Welt da draussen überhaupt noch etwas an ? - Dann kamen unsere Leute mit den Pferden und holten uns ab.-

Wir fuhren noch den Tag über weiter. Am Abend machten wir Halt. Die Leute flochten aus Ästen eine Bahre und gruben in den Dünen unter einem Kiefernbaumchen ein Grab. Mit Kiefern und Tannen wunderschön geschmückt - so trugen wir unsere Mutter beim Schein einer Laterne, unterm Sternengimmel, den sie so geliebt, beim tobenden Sturm des Meeres hinaus. Wir selbst sprachen "Vater unser" und Segen und Vater ein paar Worte dazu.

Am nächsten Morgen mussten wir weiter. Der Feind dicht hinter uns. So schwer es war, die Kräfte neu aufzubringen, diesen enormen Lebenskampf fortzusetzen - wir mussten es, sollte das letzte tapfere Durchhalten unserer Mutter nicht vergeblich gewesen sein. Mit ihrer letzten Lebenskraft hatte sie uns retten wollen.

Es folgten noch furchtbare Tage unten am Strand voller Gefahren. Das sah man an den vielen zerbrochenen, umgekippten oder von Sandwehen abgerutschten Wagen. Wir gingen nebenher. Meine Schwester ist stets zu Fuss gegangen (etwa 1000 km), um die Wagen zusammenzuhalten. Diese Tage unten an der See waren so unbarmherzig kalt. Mein Gott, wie haben wir in den Nächten gefroren - so schutzlos in den eisigen Winterstürmen! Und man musste stillhalten, konnte bei Dunkelheit unten am Meer nicht fahren. Endlos die Nächte und endlos am Ende der Mehrung das Anstehen vor den beiden Weichselfähren. Für uns eine doppelte Geduldsprobe, da eine unserer Zuchtstuten ein Fohlen bekam, und wir so dringend einen Stall brauchten. Das Fohlen war dann tot, und die Stute mussten wir einige Tage später in Pommern stehen lassen, da sie nicht mehr mitkonnte. Pferdefutter bekamen wir noch immer nicht. Die Polen stahlen es, wo sie konnten. Auch wir selbst lernten aus dieser Not heraus das Stehlen. Wir m u s s t e n doch weiter, und die Pferde waren am Ende.

Am Sonntag, den 18., also 11 Tage nach der Überfahrt über das Haff, fahren wir durch Danzig und hatten am Abend in Zoppot unser erstes Nachtquartier bei freundlichen Menschen in einer schönen Villa. Wir schliefen auf einem wunderbaren Teppich und konnten uns alle waschen. Welche Wohltat! Die Pferde kamen zum ersten Mal unter Dach.

Von jetzt ab treckten wir "organisiert" weiter, d.h. es gab Marschbefehle, welche Strassen zu benutzen waren, die Tagesstrecken wurden meist vorgeschrieben, unabhängig von der Leistungsfähigkeit der Pferde, nirgends durfte man länger als eine Nacht bleiben. Nachtquartiere wurden zugewiesen, ebenso Verpflegung und Pferdefutter. Jede Gemeinde organisierte das auf ihre Weise, jeder Kreis hatte Sonderbestimmungen, ohne sich um die Nachbarkreise zu kümmern. Die Ortschaften an den Treckstrassen und bis viele Kilometer ins Land hinein mussten Enormes leisten. Es war wahrlich nicht leicht für die Bevölkerung. Jeder Hof bekam Abend für Abend seine Einquartierung, musste soundsoviel Familien und Pferde aufnehmen, für Verpflegung und Futter aufkommen. Die Bäuerinnen mussten täglich Brot backen und ihre Einquartierung immer für einen weiteren Tag mit Proviant versorgen, In manchen Gegenden sollte man auch eine warme Suppe bekommen. Die Futterrationen für die Flüchtlingspferde waren viel zu gering, aber andererseits eine untragbare Belastung für die betreffenden Bauernhöfe. Das alles funktionierte sehr verschieden, manchmal ganz tadellos, manchmal unter unendlichen Mühsalen und Schwierigkeiten für alle Beteiligten und sehr oft überhaupt nicht. Wie oft blieben wir tagelang ohne Essen, ohne Pferdefutter.

Ohne Nachtquartier. In den 5 Wochen, die wir seit unserer Überfahrt über das Haff noch getreckt sind, haben wir etwa in 10 Nächten ein Dach über dem Kopf gehabt. Die Quartiere waren leere Stuben mit Strohlagern, oder Ställe (das war immer am besten) oder furchtbare Massenzlager. Mussten wir draussen bleiben, so bezogen wir wenn irgend möglich "Waldquartier". Es gab aber auch Nächte, die man direkt auf der Strasse verbringen musste. Nie gingen wir in ein Quartier, wenn nicht die Leute auch gut untergebracht waren. Wie oft schliefen wir alle in derselben Stube, in derselben Kälberbox. Die Polenkinder hingen sehr lieb an uns, obgleich sie kein Wort deutsch und wir fast gar kein Wort polnisch sprechen konnten. Das Jüngste, ein Baby wurde immer kränker. Es war nicht zu retten. Langsam verhungert, erfroren. Vor Misdroy im Wald haben wir es beerdigt. - Die Not um Pferdefutter hat uns nie verlassen. Die Pferde sahen jammervoll aus. Eine junge Stute zog tapfer, bis sie umfiel in den Strassengraben. Wir mussten sie erschliessen. Man vergisst die Not der Tiere damals nie wieder.

Unser Weg ging über Danzig, Gøtenhafen, Stolp, Köslin, Kolberg - immer dicht vor dem Feind. Überall wo wir hinkamen, war die Bevölkerung beim Packen, auch schon halb im Aufbruch. Die Antworten auf unsere Frage, wo der Feind z.Zt. stünde, waren oft erschreckend. Weiter, weiter! - Unendlich verschieden wurden wir aufgenommen. Man konnte Menschen kennenlernen in jener Zeit. Und auch Behörden! Aber man darf nicht vergessen, dass diese Völkerwanderung keine Führung besass, dass sie im Zeichen der Auflösung, des Chaos' und des Verfalls eines Regimes stand. So versagten die Treckleitstellen, soweit sie nicht ausnahmsweise von einer überragenden Persönlichkeit geleitet wurden, fast überall vollkommen. Es war wie schon erwähnt, keine Zusammenarbeit der einzelnen Stellen mehr vorhanden. So ergaben sich für Flüchtlinge und Bevölkerung täglich Notlagen, über die allein man ein Buch schreiben könnte. Man muss sich vorstellen, dass die sämtlichen Rückzugsstrassen eine einzige Wagenschlange waren. Bei jedem Zustrom aus einer Seitenstrasse, sowie bei jeder dazwischenfahrenden Militärkolonne ergaben sich Stockungen, die sich viele Kilometer weit auswirkten. Es gab infolgedessen kein zügiges Fahren, und so mancher Tag, besonders dann, wenn der Feind sehr nah war, ein mühsames schrittweises Vorkampfen, das oft in der Hauptsache aus Warten bestand. Besonders schwierig war immer das Durchschleusen des Flüchtlingsstroms durch die Städte. In jeder Stadt gab es andlos Aufenthalte, hiess es zunächst Scheine besorgen zum Empfang von Heu, Hafer, Brot, Suppe, wobei meist jeder Schein bei einer anderen Behörde zu holen war! Dann hiess es

anstehen bei den betreffenden Händlern bzw. bei den Verpflegungsausgabestellen. Wie gross die Spannung jedesmal: wieviel würde es geben, gab es überhaupt noch etwas. Wie dankbar war man, wenn es etwas mehr Suppe gab, als nur einen Teller voll, wenn sie etwas dicker gekocht war, sodass man nicht gleich wieder hungrig war, wenn es nicht nur ein Stück Brot, sondern auch etwas Wurst dazu gab. Wie verzagt kam man oft zurück, wenn die Ausgabezeit aller dieser notwendigen Dinge (meist in den Mittagsstunden) schon verpasst war, bis man die Stadt erreicht hatte. Flüchtlinge besaßen ja keine Lebensmittelkarten.

Unser Ziel in Pommern war längst unmöglich geworden. So strebten wir nach Mecklenburg auf das alte Stammgut unserer Familie, dessen jetzige Besitzer wir etwas kannten. Kurz vor Wollin holte der Feind 20 km Treck ein. Fast waren wir dabei. In letzter Stunde wurden wir noch umgeleitet und entkamen noch gerade knapp über Dievenow. Es folgten schwere Tage in höchster Gefahr auf den Inseln Usedom und Wollin, die der Odermündung vorgelagert sind. Die Trecks kamen nicht von der Stelle, da die Oderbrücken es nicht schaffen konnten. Die Russen waren ganz dicht heran- - tagelang standen wir Tag und Nacht auf der Strasse. Niemand kam zur Ruhe oder zum Schlafen, da man stets fahrbereit sein musste, wenn sich die Wagenschlange auch nur 20 m weit vorwärts bewegte. Dazu die schweren Stürme jener Märztage. Immer wieder wurden erst die langen Militärkolonnen durchgelassen, die mit Lastwagen noch die Bevölkerung aus den Städten retteten, soweit es ging. Dann wieder kamen endlose Gefangenenskolonnen und viele Truppen unserer Hilfsvölker, Kirgisen, Kaukasier, Esten, Letten, Ungarn usw. Auch deutsches zurückflutendes Militär. Ganz besonders schlimm hier der Kampf um die notwendigste Verpflegung. Einen Tag bin ich 8 Stunden herumgelaufen, um ein Brot zu bekommen und habe fast unseren Treck nicht wiedergefunden. Wir mussten ja alles daransetzen, um die Männer, so gut wie möglich zu ernähren. Drei Tage und drei Nächte standen wir vor Swinemünde an. Unvergesslich die nächtliche Überfahrt über die Swine über eine Notbrücke. Es war der dritte Fluss den wir überquerten - zum dritten Mal atmete man auf: Gott sei dank! Gerettet! Die Gedanken gingen zurück: am 24.1. im Morgenrauen fuhren wir in Ostpreussen über die Pregelbrücke. Wie hatten wir gesorgt, ob sie schon gesprengt wäre. Dann kamen die Nogat- und Weichselübergänge, das heisst die nächtlichen Überfahrten auf den Fähren. Ich sehe uns noch zwischen den unruhigen Pferden stehen. Und jetzt Wieder hatten wir tagelang gebangt um diese Brücke. Wieder waren wir mitten in der Nacht an der Reihe. "Nehmen Sie die Pferde beim Kopf und leiten Sie die Wagen hinüber" sagten die Brückenwachen. Schnell waren

wir Frauen bei den Pferden, fassten sie am Zaum und führten sie. Das gab den etwas ängstlichen Tieren und den Fuhrmännern eine gewisse Sicherheit. Unheimlich dröhnten die Hufe auf den Holzbohlen, leise rauschte das Wasser tief unter uns. Gespenstisch anzusehen der ganze Zug. Gott Dank! es war geschafft. Der Fluss lag hinter uns. Man empfand ihn wie eine Mauer zwischen uns und dem Feind. Im Stockdunkeln - Wagenlaternen streng verboten - auf fast unpassierbaren Landwegen, ging es weiter. Wir liefen hin und her, von einem Wagen zum anderen, um alle zusammen zu bleiben, niemand zu verlieren, keinen Wagen umzukippen oder zu zerbrechen. Es gab auf diesen Wegen Höhenunterschiede von fast einem Meter zwischen den beiden Radspuren. Seit Tagen hatten hunderte von Wagen diese Wege zerfahren. Wie wunderbar bequem kam einem nachher die sehr schlechte Chaussee vor.

Ganz langsam fuhren wir noch drei Tage mit den total erschöpften Pferden durch Mecklenburg. Die beiden letzten Nächte wurden wir ganz besonders freundlich und verständnisvoll aufgenommen. Wir vergessen diese Menschen nie: einmal eine Arbeiterfrau, die ihr letztes gab selbst in der Küche auf der Erde schlief, um uns Platz zu machen - das andere mal feine, vornehme alte Leute von einem Gut, die uns mit Liebe umgaben wie noch niemand. Zum ersten Mal nach 7 Wochen saßen wir an einem gedeckten Tisch, schliefen wir in einem weissbezogenen Bett.

Am nächsten Tag zogen wir in die Heimat unseres Grossvaters ein. Hier brachten wir nach und nach den Treck und unser aller Besitztümer wieder in Ordnung. Das war keine kleine Arbeit. 7 Wochen Zigeunerleben lagen hinter uns. Viele Reparaturen an Wagen, Geschirren, Kleidung usw. waren notwendig geworden, grosse Wäsche, Aufräumarbeiten in Wagen und Gepäckstücken aller Art. So gut es ging ruhten wir uns aus, ebenso unsere Leute und unsere treuen Pferde. Drei Wochen gaben wir uns Zeit. Dann nach Ostern trieb uns eine innere Unruhe weiter. Wir beschlossen doch noch einmal auf die Landstrasse hinauszuziehen. Das Leben ohne Arbeit war uns auf die Dauer unerträglich. Ausserdem konnten uns jeden Tag die Polen und die Pferde fortgenommen werden, und dann sassen wir völlig fest. Die Front im Osten schien ja auch keineswegs sicher, und wir wollten diesmal nicht wieder in den grossen Fluchtstrom geraten. So fuhren wir am 5. April weiter. Unser Ziel war ein Gut von Verwandten in Schleswig-Holstein. Diese wenigen Trecktage waren keine Qual. Es war Frühling geworden, der Feind hetzte uns nicht. Wir fuhren in Ruhe mit ausgeruhten Pferden und in geradezu idealer Gemeinschaft

mit unseren Getreuen aus der Heimat. Viele schwer errungene Treckerfahrungen kamen uns jetzt zugute. Sehr schwer wurde uns nur, dass überall auf den Feldern die Arbeit begann, unsere geliebte Arbeit, und wir standen abseits, es ging uns alles nichts an.

Plötzlich, nach einigen Tagen ereilte uns das Treckverbot. Das Sinnloseste, was geschehen konnte. Es hiess: niemand darf mehr auf die Strasse mit einem Treckwagen, jeder bleibt da, wo er ist. Die Amerikaner würden wohl demnächst kommen, und die Strassen sollten frei bleiben. Wir standen an dem Tage mit unseren Wagen in einer Koppel bei sehr guten, hilfsbereiten Menschen. Sie hatten aber kein Futter für unsere Pferde und beim besten Willen auch kein Unterkommen für uns. Was nun? Wir fuhren auf die Kreisbehörden und setzten alles dran, um die Fahrerlaubnis zu bekommen. Vergeblich. Es gab keine zielbewusste Führung mehr. Terror regierte, Zerfall, Auflösung, nach aussen getarnt durch kopflose Befehle. Man sagte uns: die Pferde (unser letztes schwer errettetes Besitztum) und Wagen könnte das Militär gebrauchen, die Polen sollten zum "Schippen" eingezogen werden. Was aus uns würde, interessierte nicht weiter. Man würde uns wohl in absehbarer Zeit auf einige umliegende Dörfer verteilen. - Und wir standen ohne Nahrung für Mensch und Tier unter freiem Himmel. - Selbst handeln! - Gleich am nächsten Tag gelang es uns, auf einem Nachbargut Arbeit und Unterkunft für uns alle zu finden. Pferde und Arbeitskräfte wurden dort dringend gebraucht. Wir waren unendlich dankbar. Leicht war die Zeit zwar auch nicht. Die Berufsarbeit und den Huashalt zu schaffen war keine Kleinigkeit, zumal wir doch noch alle sehr abgekämpft waren. 2 Tage später bereits wurden unsere Pferde zur Musterung befohlen - alle Flüchtlingspferde. Ein schwarzer Tag für viele. Rücksichtslos nahm man den armen verfolgten Menschen Pferde, Wagen, Geschirre fort. Kein Geld, kein Stück Papier bekam man in die Hand. Wie flehten die Frauen um ihre Pferde, ihr letztes Hab und Gut. Umsonst. Uns nahm man die beste Zuchtstute. Wegen unbrauchbarer Hufe bekamen wir sie aber wieder zurück. Es gab einen Menschen unter den Teufeln dieser Kommission, der tat was er konnte, um den Flüchtlingen zu helfen. Wir nahmen unser Tier am Zügel und zogen glücklich ab. Dies treue Pferd ist inzwischen verunglückt. Zwei Fohlen hat es uns hinterlassen, Sorgenkinder, seit sie auf der Welt sind, da wir ja keine Bauern mehr sind. Wer zieht sie auf - wer gibt uns Futter, und jetzté nach der Währungsreform, da wir so restlos verarmt sind, woher das Geld nehmen für die Aufzucht der Tiere?

14 Tage blieben wir in unserer Arbeit. Ende April, als die Bevölkerung bereits aufbrach, bekamen wir endlich die Erlaubnis weiter-

zu fahren. Wieder war der Russe dicht dahinter, wieder dieselben chaotischen Verhältnisse auf den Strassen, wie einst in Ostpreussen. Erleichtert nur dadurch, dass es Sommer war, erschwert dagegen durch die grosse Fliegergefahr. Wir konnten nur noch nachts fahren, mussten im Morgengrauen in Wäldern oder Gehöften verschwinden. Am 4. Mai kurz vor Schwerin, erhielten wir in einem Walde durch Tiefflieger Beschuss. Wie durch ein Wunder geschah niemand etwas. Nachts fuhren wir weiter. Es ging jetzt ums Letzte! Vor uns die Amerikaner, 2 km hinter uns die Russen. Am 5. Mai als es hell wurde, und wir gerade über einen Damm den Schweriner See überqueren wollten, wurden wir durch Flieger gehindert und konnten nun nicht mehr auf die Strasse. Schnell mussten wir in einem Gehöft Schutz suchen. Es verging kostbare Zeit. Wieviel wäre uns erspart geblieben, hätten wir den Amerikanern noch bis über den See entgegenfahren können! Wir hatten gehört, dass sie die Flüchtlinge gut behandeln. In den Mittagsstunden schwieg der Fliegerlärm. Es war aus -- Vorbei an den schauerlichen Trümmern der Flüchtlingstrecks fuhren wir weiter. Was hatten die Flieger hier angerichtet! Welche Tragödien hatten sich hier noch vor Stunden abgespielt! Arme, gehetzte Menschen - alles war umsonst gewesen.

Gegen Abend erreichten wir die Amerikaner. -- Eine Stunde etwa zu spät! - Doch das wussten wir erst am nächsten Tag. Bisher hatten alle Flüchtlinge ungehindert gen Westen weiterfahren dürfen. Jetzt sollten die Strassen freibleiben für das deutsche Militär, das noch von Osten zurückflutete. Wir wurden anständig behandelt. Ich habe selbst gesehen, wie amerikanische Soldaten sich bemühten, Mütter mit Kindern und alte Leute in dem völlig überfüllten Dorf zur Nacht unterzubringen. Die Trecks durften nicht weiter, mussten alle auf dem Feld aufahren. Hier standen bald 100 und mehr Flüchtlingswagen. Wir standen mit unseren Wagen direkt an der Strasse. Dicht vor unseren Augen erlebten wir, wie die deutschen Truppen sich ergaben, wie die endlosen Gefangenkolonnen (Engländer, Franzosen, Amerikaner) glücklich in die Freiheit marschierten. Abends gingen wir nochmals zu den Amerikanern und fragten, ob wir nicht doch fahren dürften, wir fürchteten die Russen. Die Antwort war: die Russen kämen nicht her, sie müssten wieder zurück, ganz Deutschland würde von Amerikanern und Engländern besetzt. Im übrigen würden wir in einigen Tagen fahren dürfen, wohin wir wollten, einstweilen brauchten sie die Strassen. Wie dankbar gingen wir an dem Abend schlafen.

Am nächsten Tag erschienen die ersten Russen. Man sagte zunächst, "um ihre Gefangenen abzuholen". Immer mehr Autos mit Russen

folgten. Alle unsere Bitten uns fahren zu lassen, waren vergeblich, nur einzelne Polenwagen durften noch weiter. Ob sie wirklich noch entkommen sind, weiss ich nicht, Viele Polen nutzten die Notlage der Deutschen aus, nahmen den Familien, die sie bisher gefahren hatten, heimlich oder mit Gewalt die Wagen mit allem Inhalt fort und fuhren ab. Wir vertrauten unseren Leuten restlos und haben uns nicht getäuscht. Die Amerikaner bekamen ihren Nachschub nicht so schnell nach und sind noch bis hinter den Schweriner See zurückgegangen. - Tausend Kilometer Flucht umsonst -! War es zu fassen? - Sollten wir doch verloren sein? Hatte Gott im Himmel uns verlassen? - Nein, nie! - Wir mussten durch tiefes Dunkel - aber Er liess uns nicht allein.

Wir überlegten zunächst eine Flucht zu Fuss. Aber wir hatten ja alte Menschen bei uns, die nicht weit gehen konnten. Und wäre auch schliesslich diese Flucht noch gelungen - was dann? Dann standen wir drüben, mit einem Rucksack, hatten a l l e s verloren und wussten nicht wohin. Inzwischen wurde es sehr schnell dunkel und fing an zu regnen. So wollten wir den Morgen abwarten. Der Regen hat uns etwas geschützt. Die ganze Meute stürzte sich auf die Massenquartiere des Dorfes. Eine Nacht des Schreckens und Grauens erlebten dort die deutschen Frauen und Mädchen. Unsere Wertsachen, Schmuck, Foto usw. gaben wir zur Nacht den Polen in ihren Wagen. Sie brachten am Morgen alles zurück.

Als es hell wurde erschienen finsterste Gestalten an den Wagen, wirklich Übelstes Untermenschentum, und die ersten Plünderungen begannen. Uns nahmen sie die Fahrräder fort. Ein paarmal besorgten sie uns die Polen noch zurück, sagten, es wären ihre eigenen, dann gelang es nicht mehr. Um 8 Uhr erschien plötzlich ein Kommissar auf dem Platz: "In einer Viertelstunde ist der Platz leer! Alles fährt sofort nach Hause, Richtung Osten!" Die Polen durften nicht mit. Sie halfen uns noch anspannen und die Wagen auf die Strasse rücken, fuhren noch ein Stück heimlich hinter uns, um uns vielleicht dann und wann zu helfen. Für ihren Wagen hatten sie sich fremde Pferde aufgegriffen. Dann sahen wir sie nie wieder. Für uns folgten Tage des Grauens. Wir hatten uns so schlecht und unauffällig wie möglich angezogen, aber die grossen Wagen mit den schönen Pferden waren zu auffallend. Die Deutschen waren in jenen Tagen völlig vogelfrei-. Kein Deutscher durfte uns aufnehmen, uns Essen oder Pferdefutter geben. Auf den Strassen feierte das russische Militär hemmungslos seinen Sieg. Nach Osten sollten wir fahren. Wohin?? Auf den beiden Gütern, wo wir gewohnt hatten, waren die Besitzer natürlich fort. Sonst waren wir fremd im Land. In die Wälder flüchteten, bis die Amerikaner kamen, womit man fest rechnete? Aber wovon Menschen und

Pferde ernähren? "Nach Hause" zu fahren war ja für uns Unsinn. Der einzige Ausweg schien uns, zunächst zurückzufahren auf den Bauernhof zu den freundlichen, hilfsbereiten Leuten, bei denen wir damals in der Koppel standen, als das Treckverbot uns von der Strasse jagte. Wir sind nie hingekommen - Gott sei Dank! Gerade diese einsame Ortschaft am Walde war eine Stätte des Grauens geworden. Die junge, reizende Bäuerin hat in jener Zeit wochenlang Tag und Nacht in einem Roggenfeld gelegen. Sie ist dabei fast wahnsinnig geworden. Wir sahen sie später wieder - erschütternd, am Rande ihrer Kraft. Wir lebten auf der Strasse, ein gehetztes Wild. Immer wieder wurden wir geplündert. Geplündert - wer hat denn früher gewusst, was das Wort heisst? Es ist auch schwer zu beschreiben, was man empfindet, wenn fremde, schmutzige Hände in den intimsten, persönlichsten Gepäckstücken wühlen. Was suchten die Russen? Als erstes nehmen sie die Musikinstrumente. Die letzten Töne, die ich von der Ziehharmonika meiner Schwester hörte, waren wahrhaftig ein schauerlicher Gegensatz, zu dem, was um uns vorging. Schreibmaschine, Fotoapparat, alte Familienschmucksachen waren ihnen natürlich sofort verfallen ebenso gutes Schuhwerk, Stiefel, Silber, besonders Löffel, und natürlich jede Uhr, die sie finden konnten. Vieles wurde achtlos oder mit Absicht kaputt gemacht. Man wagte kaum anzuhalten um zu füttern oder selbst etwas zu essen. Die Pferde waren schlapp und schlichen nur so weiter. Wir rupften ihnen Futter am Strassengraben und fuhren schrittweise weiter. Vater wurde uns beinahe erschossen, als man seine Pistolen im Wagen fand, die wir selbst vergeblich gesucht hatten, um sie zu vernichten. Einmal wurde er um Haaresbreite mitgeschleppt mit einem langen Zug zusammengetriebener Menschen, bei einer anderen Gelegenheit geschlagen. Eine unserer Frauen (Grossmutter im weissen Haar) erlebte das Schlimmste. Einmal fuhr man uns gewaltsam in ein einsames Gehöft und plünderte in Ruhe stundenlang unseren Wagen. Waren die einen fertig kamen die nächsten. Viele Zivilrussen kleideten sich ein, auch Polen. Vater verlor dabei fast alles an Bekleidung. Nur alte verbrauchte Sachen blieben übrig. Auch uns Frauen erging es nicht wesentlich anders. Wir waren es gewohnt, uns gut zu kleiden, das heisst, schlicht und schön, unsere Sachen waren aus gutem Material. Mit gutem Blick und Griff fanden die Russen, zum Teil auch Polen, die besten Sachen heraus. Meiner Schwester nahmen sie die ganze Brautausstattung fort. Nie vergasse ich, wie der rohe Kerl sie ins Gesicht schlug, als sie so bat um ihren Schleier. Jeder Tag brachte neue Schrecken. Man spannte uns unsere schönste Stute aus. Lange noch hörten wir im Weiterfahren, wie das Tier rief nach den gewohnten Pfer-

den neben sich. Einmal hielt ein Auto mit zwei Kommissaren neben uns: "Kommen Sie mit mir!" Sie wollten uns Schwestern mitnehmen. Aber Gottes Schutzengel ging mit uns. So viel Entsetzliches wir sahen und hörten und selbst erlebten - wir blieben heil, keine Hand hat uns angerührt. Zur Nacht retteten wir uns in die Wälder. Waren wir unbeobachtet entkommen, so hatten wir ein paar Stunden Ruhe. Einige Fussgänger, Flüchtlinge, hatten sich uns angeschlossen. Wir suchten dann im weiten Umkreis erst mal Wasser für die Pferde. Gespenstisch, oft schon fast im Dunkeln, zogen wir dann los, jeder mit einem Pferd am Zügel - oft weit durch schmale Waldpfade, durch Schluchten und Gestrüpp zur Tränke. So viel wie möglich wurde geweidet, jeder ein Pferd an der Leine. Wie kaputt waren die Pferde! Und wir Menschen auch. Aber wir mussten und wollten doch uns und unsere Getreuen und unsere Tiere durchretten - wenn Gott uns nicht vorher abrief. Auch Vater hielt sich aufrecht. Bewundernswert! Wir baten ihn, sich nicht zu wehren, wenn wir überfallen würden. Er wäre dann erschossen worden und wir hätten völlig allein dagestanden. Er versprach es. Wir flohen schliesslich endgültig in den Wald und lebten dort 4 1/2 Wochen versteckt.

Was diese Zeit umschloss an Angst und Not und göttlicher Hilfe, wäre in einem Buch allein zu schildern. Ausser an Sturmtagen wurde die ganze Zeit nur im Flüsterton gesprochen. Dicht um unser Versteck herum suchten die Russen oft Bunker und Munitionslager. Es wurde viel dabei geschossen. Oft fuhren sie stundenlang auf dem See, der an den Wald angrenzte, spazieren und fischten und konnten jeden Laut von uns hören. Wir hörten jeden Ruderschlag, jedes Husten. Früh am drei begannen wir, vom See weit und steil herauf Wasser für die 6 Pferde, für den ganzen Tag zu schleppen, auch für uns alle zum Waschen und Kochen. Dann wurden die Pferde geweidet. In den Morgenstunden war man am sichersten. Im übrigen mussten wir die Pferde mit unseren Händen ernähren. Stundenlang rupften wir das kümmerliche Waldgras, stopften Säcke voll und schleppten sie heran. Wir schliefen irgendwo versteckt im Wald, nur bei Regen in den Wagen. Vater schlief die ganze Zeit auf einer Matratze unter seinem Wagen. Sehr schwierig war unsere Ernährung. Als wir längere Zeit kein Brot hatten, wurden wir alle krank. Die ganze Arbeit für Pferde und Menschen war so furchtbar anstrengend, dass wir jeden Tag die letzte Kraft einsetzen mussten. Soviel wir es schafften, vergruben und versteckten wir unsere Sachen im weiten Umkreis um die Wagen. Wurden wir gefunden, so war wahrscheinlich alles hin. Die fremden Fussgänger verliessen uns allmählich. Eine Frau bekam Angina oder Diphtherie

und starb ganz schnell. Wir gruben selbst das erste menschliche Grab und betteten den dritten Menschen auf dieser Flucht zur Ruhe. Die Frau liess ein etwas blödes Mädchlein von 16 Jahren zurück. Wo der Mann war, wusste niemand. -- Es waren schöne Maitage. Draussen blühten die Wiesen -- der Roggen. Wir rochen es bis in den Wald. Gesehen haben wir diesen Frühling nicht. Ab und zu bekamen wir auch Besuch und etwas Nahrungsmittel, aber niemand wusste uns zu helfen. Pfingsten haben wir direkt ein bisschen gefeiert mit echtem Kaffee und etwas Gebäck, das unsere Frauen mit viel Liebe in Fett auf offenem Feuer gebacken hatten. Viele Gerüchte kamen zu uns. Von Tag zu Tag, von Woche zu Woche hoffte man auf die Amerikaner. Ab und zu kamen Landser, die sich durchschlugen nach Westen, vorbei und assen dankbar mit, was wir gekocht hatten. Mehrfach gaben wir kleine Briefchen an die nächsten Verwandten mit, kurze Lebenszeichen. Aber es ist nie etwas angekommen. Was sollte nur werden - wir wussten, sowie wir hinausfahren auf die Strasse, verloren wir Pferde, Wagen und alles, was wir noch besaßen. Und was sollte aus uns Frauen werden? Jeden Abend kamen die Autos in die Dörfer, holten die Frauen aus den Betten und allen Verstecken. Wohin? -- Wohin? -- Immer schwerer wurde es auch unsere langsam verzweifelnden Leute aufrecht zu erhalten. Und dann kam der Schreckenssonntag, da sie uns doch fanden. D.H. wir Schwestern, die einzigen jungen Menschen bei unserem Treck, waren - Gott sei Dank - gerade nicht am Wagen. Es wurde schwer geplündert, auch vieles ausgegraben. Das verwaiste, blöde Mädchen konnte sich nicht mehr retten. An den Sachen im Wagen sahen sie, dass da noch zwei junge Frauen sein müssten und fanden auch unsere Spur. Aber es wurde schon dämmerig, und wir kannten den Wald und die Wildpfade gut. Sie fanden uns nicht mehr. Dem Treck versprachen sie am nächsten Tag wiederzukommen. Unsere Frauen waren geflohen. Vater und unser alter Zieglermeister blieben allein. Sie arbeiteten die ganze Nacht schwer um den Treck wieder fahrfertig zu bekommen und fuhren im ersten Morgengrauen heraus auf das nächste Gut und wollten die Wagen ungesehen in Scheunen retten. Aber es gelang nicht. Sie wurden auf dem Hof gleich von Russen begrüsst und in den nächsten Tagen noch vielfach geplündert. Trotz allem gelang es ihnen und unseren Frauen doch noch, so manches in die Häuser zu retten.

Wir beiden Schwestern blieben noch eine Woche allein im Wald. Die Kerle suchten uns immer wieder - noch tagelang. Wir lagen in kleinem Unterholz mit Lodenmänteln bedeckt oder im Tannendickicht. Manchmal konnte man sich noch gerade hinwerfen, um nicht gesehen zu werden. Es war Sommer, aber wir trugen keine hellen Kleider. Schlechte, unschein-

bare Trainingsanzüge! Mehrfach gingen sie dicht an uns vorbei und - sahen uns nicht. Momente, die man nie vergessen wird. Gott war uns sehr nahe in diesen Tagen. Überhaupt die gnaze Zeit im Wald hat Er alle uns getragen mit wunderbarer Kraft. Wir standen damals in allerhöchster Not und Gefahr doch auf einer seltenen Höhe des Lebens. Schildern kann man das nicht. Aber es ist ein sehr starkes unsichtbares Band, das uns Schwestern lebenslang miteinander und auch mit unseren getreuen Leuten in ganz besonderer, nur uns verständlicher Weise aus jener Zeit verbindet. Und ich will bei dieser Gelegenheit auch aussprechen, was wohl nur Menschen verstehen können, die auch durch ungeheuerere Erlebnisse - erlebt in stärkster Verbindung mit Gott - gingen, Frontsoldaten und Gefangene vielleicht am besten? es bleibt für das weitere Leben eine Einsamkeit zurück. Man kann es nie erzählen, was uns so stark geformt und verändert hat. Man kann das nur leben und dann für immer tief in der Seele tragen. Wir wollen uns gewiss nicht erheben oder verschliessen anderen Menschen gegenüber, die Geringeres trugen, aber unsere Seele spricht eine andere Sprache, seit wir die Heimat verloren und solange mit Gottes Hilfe um unser und der Unsrigen Leben rangen.

Und noch etwas: wenn wir so oft gekämpft und so viel riskiert haben um unsere letzte Habe, so ist das auch tiefer zu verstehen. Wir haben nicht um einen Kochtopf, um ein Kleid, um eine Decke gekämpft. Wichtig waren Sachen geworden. Aber es ging mit diesen Dingen um unsere Selbständigkeit, wenn wir einmal das andere Ufer erreichen sollten. Wir wussten, wie es ist, blank und bloss, nur angewiesen auf die Hilfe anderer dazustehen. Und es ist uns gelungen, das Notwendigste, was zu einer bescheidenen Selbständigkeit gehört, zu retten.

Ja, und wir zwei lebten im Wald und wussten den Weg nicht weiter. Jeden Abend und jede Nacht schrieten die gequälten Frauen in den Dörfern. Auch wir waren nie sicher. Unsere Verfolger hatten mehrfach Sachen von uns im Wald gefunden und wussten daher, dass wir noch dort waren. Der Wald war nicht sehr gross, weiter ausweichen konnten wir nicht, wenn wir nicht die Verbindung mit den Unsrigen verlieren wollten. Der Wald mit allseinen Lebewesen, mit seinen Geräuschen und seiner ganzen Atmosphäre ist uns in der Fluchtzeit und ganz besonders jetzt hier immer der tröstende Freund gewesen, zu dem wir für alle Zeiten so ein ganz besonderes Verhältnis bekommen haben. Wie anders klingen die Stimmen des Waldes heute für uns, als früher. Wie oft stehen uns Stunden jener Zeit vor Augen, als wäre es gestern gewesen, wenn ein vertrauter Vogelruf von damals uns begegnet, wenn ein Wasservogel vom

See her ruft, wenn gedämpft die Geräusche der Welt da draussen in die Stille des Waldes dringen - - aber davon wissen die Menschen neben uns dann nichts. - Was sollte werden ? Einmal am Tag schlich Vater mit Essen zu uns. Nie wusste er, ob er uns noch einmal finden würde. Schliesslich kam Regenwetter, schwere Gewitter, Sturm und Regengüsse. Wir hatten nur zwei Zeltbahnen, unsere Pelze und einen Regenschirm. Was nützte das schliesslich ? Unsere Sachen würden nicht mehr trocken. Auch Vaters heimliche Wege konnten uns jeden Tag verraten.

Schliesslich gelang es durch Vermittlung eines hilfsbereiten Menschen für uns alle Unterkunft und Arbeit zu finden auf einem Hof in einer kleinen Stadt. Dort herrschten, da am Ort eine Kommandantur war, schon verhältnismässig geordnete Zustände. Wir haben dort drei Monate gearbeitet in Landwirtschaft und Garten bei lieblosen Menschen und nur um unser Essen und Dach überm Kopf. Leider haben gleich in den ersten Tagen die Russen noch drei unserer geliebten Pferde aus dem Stall gestohlen. Nun haben wir nur noch zwei von einst zweiundzwanzig, an denen unser Herz mehr hängt, als die Menschen verstehen.

In diesem kleinen Städtchen waren wir nun wieder gefangen. Unser ganzes Sinnen ging darum, nach Westen heraus zu kommen und Verbindung mit der Familie zu bekommen. Aber wie ? Mit alten Menschen, mit Pferden, Wagen und noch allerlei Hausrat ? Immer hoffte man noch, dass die Russen auf die alte Demarkationslinie zurückgingen. Es war ein schwarzer Tag, als sie dann statt dessen weiterzogen, und damit ein Flucht für uns ganz unmöglich wurde. Wie verlassen waren wir dort und wie ratlos !

Eines nachmittags als wir innerlich so recht müde bei unserer Arbeit waren, wurden wir ins Haus gerufen. Wir gingen hinein und -- da stand der Verlobte meiner Schwester vor uns, von dem wir seit einem letzten Feldpostbrief aus dem Februar nichts mehr wussten. -- Unvergesslicher Moment für uns alle ! --

Er hatte noch einen Brief von der Flucht bekommen, aus dem hervorging, dass wir aus Ostpreussen heraus waren und nach Mecklenburg strebten. Ohne Papiere (seine Heimat war im Westen) ungeheuer schneidig hat er uns durch ganz Mecklenburg gesucht. Und grade an dem Tag, als er traurig und unverrichteter Sache wieder umkehren wollte, zeigte Gott ihm unsere Spur, und eine Stunde später stand er vor uns. - Nun war alles anders ! Gemeinsam wurde der Fluchtplan ausgeheckt. Wir wollten heraus - nach Westen und mit allem, was wir noch besaßen. Was damals, so kurz nach Kriegsschluss noch unmöglich schien, es gelang: mein Schwager bekam zwei Eisenbahnwaggons zum Verladen von Pferden, Wagen und allem Sonstigen. Wir stahlen unsere eigenen Pferde

die von den Stadtbehörden beschlagnahmt waren für den Hof, auf dem sie bisher arbeiteten, d.h. wir besorgten uns auf einer anderen Behörde, bei sehr unfähigen Leuten, die die Situation keineswegs übersehen, weil sie weniger Beamte als viel mehr "politisch zuverlässig" waren, die notwendige Fahrerlaubnis mit Pferden, die wir ihnen selbst in die Schreibmaschine diktierten, umfuhren heimlich die Stadtbehörden, die uns die Pferde nicht freigegeben hatten, verladen schnellstens die umstrittenen Tiere und verschwanden so schnell wie möglich mit dem Rest unseres Hab und Guts in den Waggons. Ab ging es Richtung Thüringen. 2 Nächte und einen Tag waren wir unterwegs. Es war auch der letzte Moment gewesen. Wie wir später gehört haben, ist zwei Tage nachdem wir fort waren, der Hof aufgeteilt worden, Russen ins Haus gesetzt und alle Pferde für zukünftige Siedler beschlagnahmt worden. Wir wären nie mehr oder nur mit Handgepäck herausgekommen. Auf dieser letzten Reise geschahen wieder mehr als ein Wunder, dass uns nichts passiert ist. Einmal waren wir ganz hinten an einen schlecht gekuppelten Güterzug angehängt. Jedesmal wenn der Zug hielt, gab es einen so gewaltigen Ruck, dass die Pferde bis mitten in den Wagen flohen. Es war Nacht. Hätten wir nicht vom Treck noch eine Laterne gehabt, sodass wir alles tun konnten, um uns, Pferde und Sachen zu retten, so wären wir bestimmt alle zumindest schwer verletzt worden. In der zweiten Nacht schliefen wir alle. Plötzlich wachte unser alter Zieglermeister auf und schrie los. Das Dach unseres Waggons hatte durch Funkenflug Feuer gefasst und brannte. Gott sei Dank, nicht über dem Stroh wo die Pferde standen, sondern über unseren Paketen, Säcken und Betten usw. Aus alter Treckgewohnheit hatten wir noch etwas Wasser im Wagen und einen Rest Kaffee. Es reichte gerade zum Löschen. Zwei Minuten später wäre alles in Flammen aufgegangen. Der Zug hielt erst nach etwa einer halben Stunde.

Auf unserer Endstation in Thüringen wurde ausgeladen, die Wagen zusammengebaut und alles aufgeladen, und nun stand der gefährliche Grenzübergang vor uns. Unser Ziel, der Heimathof der Familie meines Schwagers liegt ganz nahe jenseits der Grenze, aber die Straße dorthin konnte nicht benutzt werden, weil sie von russischen und amerikanischen Posten gesperrt war. Ausserdem hatten wir für zwei schwere Wagen nur drei Pferde. Mein Schwager schlich sich nun zunächst nach Hause, um Pferde und ortskundige Bauern zu Hilfe zu holen, fiel unterwegs dreimal den Russen in die Hände und entkam nur wie durch ein Wunder. Wir standen derweil mit Wagen und Pferden 2 Tage in einem Kohlenschuppen und warteten. Dort brachen in der Nacht zwei

Russen ein, bedrohten unsere Männer mit Pistolen und plünderten nochmals unsere Wagen. Wir Frauen hatten ein Zimmer und waren nicht dabei. Dann kam der aufregende Tag. Zwei sehr hilfsbereite einheimische Bauern mit 5 Pferden kamen uns holen. Dieser Grenzübergang war nur möglich gewesen durch die fabelhafte Fahrkunst der Bauern. 7 Meter lange Wagen aus dem Flachland ohne Bremsen ! Und nun ging es durch grundlose bergige Schleichwege mit kurzen Kurven. Oft wurden die Wagen an den Bäumen angeseilt und zollweise weitergerückt. Mit einem Schneid und Geschick machten es die Bauern, dass man nur staunen konnte. Und stets hatte man das furchtbare nervenaufpeitschende Gefühl, durch die Geräusche der Wagen und das Antreiben der Pferde die überall patrouillierenden Russen aufmerksam zu machen. In der letzten Ortschaft vor der Grenze war gerade am Tag vorher der grösste Teil der Besatzung abgerückt. Zufall ? Und Zufall, dass am Schlagbaum der Strasse gerade kein Russe war ? Gotteswege ! Am amerikanischen Schlagbaum angekommen, atmeten wir erleichtert auf. Aber auch hier war es nicht ohne weiteres leicht, durchzukommen. Wir konnten die amerikanischen Posten erst durch ein Geschenk in Form einer Uhr von Mutter dazu bewegen, den Schlagbaum zu öffnen. Es war ja nicht so, dass wir das amerikanisch besetzte Gebiet durchgehend auf Schleichwegen erreichen konnten, sondern wir mussten ganz zuletzt noch durch eine kleine russisch besetzte Ortschaft und dann ein Stück der öffentlichen Strasse passieren. Unsere Wagen waren jetzt heraus, Gott sei Dank. Wir Flüchtlinge gingen dieses letztes Stück allein einzeln über die Grenze, als gingen wir zur Arbeit aufs Feld. Trotzdem wurde ich mit zweien unserer Leute von russischen Grenzposten gefasst. Wir mussten mit zurück zur Kommandantur. Welch ein Moment, als sich die Tore hinter uns schlossen. Wir waren aber in unserer schlechten Kleidung, und da wir weder Papiere noch Gepäck bei uns hatten, so unverdächtig, dass wir bald wieder entlassen wurden. Am nächsten Morgen wagten wir es nochmals, und diesmal gelang es ohne Zwischenfälle. Es war am Samstag, den 5. Oktober, als wir als letzte auf dem Hof ankamen, der uns dann für 2 1/2 Jahre Zufluchtsort werden sollte. Voller Sorge wurden wir schon dort von den Unsrigen erwartet. Nun waren wir alle beisammen und endlich wieder frei ! Schnell zogen wir uns um und gingen zum Erntedank-Gottensdienst zur Kirche. "Lobe den Herren" wurde gesungen." In wieviel Not hat nicht der gnädige Gott über Dir Flügel gebreitet." --

Ich bin am Ende mit meinem Bericht - Was ich geschrieben habe
i s t W a h r h e i t. Ich habe nichts dazuphantasiert. Ich habe weder

Freund noch Feind in diesem Bericht geschont. Ich habe nach bestem Wissen - so wie mir diese Zeit mit ihrem ganzen Erleben in Erinnerung ist und vor Augen steht und mit einem sehr wachen Gewissen meinem Herrgott und der Wahrheit gegenüber diesen Bericht geschrieben - so wie es wirklich war.

Die Zeit der Flucht ist vorbei. Jahre sind darüber hin gegangen. Und naheliegend ist die Frage, die uns jedesmal begegnet am Schluss, wenn wir erzählt haben aus jenen inhaltsreichen Zeiten: Was ist aus Euch geworden, aus Euch und aus Eurer kleinen Gemeinschaft? Seid Ihr noch beisammen? Habt Ihr wieder eine Heimat gefunden? Eine neue Arbeit? Habt Ihr Pläne für die Zukunft?

Darum will ich kurz noch etwas über unser gegenwärtiges Leben sagen - eben weil es auch ein Bild des allgemeinen Schicksals der Ostflüchtlinge ist.

Unser Leben war und ist ein Kampf. Kaum war der Kampf ums nackte Dasein - die Flucht vor dem Feind - vorbei, als auch der noch lange nicht beendete Kampf um ein Lebensrecht, eine Existenzmöglichkeit in dem überfüllten Land des deutschen Westens begann. Jahr und Tag haben wir uns unendliche Mühe gegeben, zusammen mit unseren treuen Leuten und den Pferden, wieder irgendwo neu eine Landwirtschaft zu begründen. Was haben wir alles erhofft und erstrebt, an wieviel Türen (bei Behörden und Privatleuten) geklopft. Alles vergeblich. So mussten wir schweren Herzens auseinander gehen und jeder bzw. jede Familie für sich (einige Männer kamen inzwischen aus Gefangenschaft zurück) versuchen, sein Leben neu zu bauen. Unsere Wege trennten sich. Unsere Leute haben neue Arbeitsstellen angenommen. "Nur vorläufig", denn wir alle haben den Wunsch, einmal wieder zusammenzugehören und am selben Werk zu stehen. Von meiner Familie ist kurz zu sagen, dass meine Schwester geheiratet hat und wir jetzt bei ihr leben. Gott schenkte ihr im Herbst 1948 einen reizenden kleinen Jungen, der unser aller Sonnenschein ist, wenn unsere Herzen schwer sind. Wir alle schlagen uns schwer durch. Ist uns die Heimat, der Beruf, die gewohnte Arbeit und das meiste unseres Besitztums genommen, sind unsere Freunde aus der Heimat - soweit sie noch leben - weit versprengt und unerreichbar, sind viele von uns Flüchtlingen immer noch Zugvögel, die nirgends hingehören, so nahm uns im vorigen Jahr die Währungsreform dann das Letzte, die letzte Lebensgrundlage und liess uns ganz arm werden. Wir arbeiten schwer um unser Täglich-Brot. Weiter reicht es nicht. Es ist bitter, dass man jetzt, da es nach Jahren wieder dies und das zu kaufen gibt, fast nichts anschaffen und ergänzen kann, sei es da und dort ein Er-

satz für die völlig verbrauchte Kleidung oder sonstige lang entbehrte Dinge in Haushalt und Privatleben. Dabei sind wir froh, dass wenigstens mein Schwager im Dienste der Reichsbahn seine feste Tätigkeit hat.

Ob wir eine neue Heimat gefunden haben? Ein kleines Heim haben wir, für das wir sehr dankbar sind und das wir uns sehr persönlich eingerichtet haben. Viele Flüchtlinge haben es noch nicht. Dass unsere Möbel ausser einigen selbstgezimmerten Dingen zum grössten Teil aus irgendwie getarnten Kisten bestehen, dass wir unsere Sachen nach wie vor in Säcken, Kisten, Paketen haben, da wir keine Schränke besitzen, fällt uns kaum noch auf. Das sind Nebensachen. Aber eine Heimat kann uns eine Wohnung nie sein, Heimat ist für uns die Scholle, für die wir leben und arbeiten können, und die unserem Leben einen Sinn gibt. Gerade wir vielen Landmenschen aus dem Osten - ohne Land - sind und bleiben Heimatlose, die nicht wissen, wozu sie auf der Welt sind, da ihre Kräfte und landverbundenen Herzen nirgends gebraucht werden. Man denke nur einmal nach über das Schicksal eines alten Landmannes, wie es mein Vater ist. Seine ganze Lebensarbeit, die wahrlich reich gesegnet war, ist dhin. Was ist geblieben? Leere Hände, Armut, keine Zukunft vor Augen.

Und doch! Wir wollen weiterleben! Wir haben nicht solange gerungen, um dann im Nichts zu versinken, uns austreichen zu lassen auf dieser Welt.

Uns alle trägt die Hoffnung, dass eines Tages der Weg nach Osten, in die alte Heimat wieder frei sein wird, es ist eine Stimme, ein Thema, eine Hoffnung unter uns Ostmenschen, wo wir uns auch treffen. Die gleiche Sehnsucht, das gleiche Heimweh lebt auch in allen unseren Leuten, die selbst kein Land besassen. Sie sagen "zu Hause" und "bei uns", und meinen den Betrieb, auf dem sie gearbeitet haben und mit dem sie verwachsen sind, wie sie es selbst früher gar nicht so gewusst haben.

Mit ungebrochener Kraft wollen wir alle einst neu beginnen. Wann -- das steht bei Gott allein, der uns bis hierher geführt hat. Er schenke uns die Kraft, durchzuhalten und zu bleiben, wer wir waren.

Sabine Hoth, Garbeningken (Kreis Wohlau)
jetzt Rodenbach über Haiger (Dillkreis)

100. Wüthli sein Antwort auf die
Frage, die uns im Steinbuch
und Muller - in d. Steinbuch, in
der Schrift auf der Grundlage von
der und Albe? Wüthli in
Stell. Arbeit?

Als wir unsere Heimat verliessen --
 (Ein Fluchtbericht einer Ostpreussin).

Am 22. Januar 1945 verliessen wir bei 20 Grad Kälte und Schneesturm in einem Treck von 11 Ackerwagen unsere ostpreussische Heimat, ein schönes mittelgrosses Landgut, das durch Generationen von unserer Familie mit allen seinen Lebewesen aufs Liebevollste gepflegt und mit viel Sorgen und Schweißstropfen auf seinen jetzigen hohen Kulturstand gebracht worden war. Es handelte sich um den Aufbruch von 13 Familien, denn in Ostpreussen wohnen die Landarbeiter mit ihren Familien in Werkwohnungen des Betriebes, und man ist in Freud und Leid sehr mit einander verbunden. Lange hatte man das Unglück kommen sehen - und doch bis zuletzt gehofft. Noch am Tage vorher war jegliche Abreise verboten, wurde die Bevölkerung von den Stellen der NSDAP zur Disziplin gemahnt, und alle Vorbereitungen zu einer Flucht schwer verächtlich gemacht. Lediglich die Flüchtlinge aus den Grenzkreisen, die schon seit Monaten in unseren Betrieben untergebracht waren, durften jetzt endlich fahren, nachdem sie sich lange schon vergeblich um die Erlaubnis zur Weiterfahrt nach dem Westen bemüht hatten. Sie allein stellten schon eine grosse Belastung für die ostpreussischen Strassen dar. Nun war auch unsere Stunde da. Hätte das Militär uns nicht am Tag vorher gewarnt, wären wir nie mehr herausgekommen. So bereiteten wir heimlich unsere Leute vor. Wie wichtig war es! Dort lag gerade die eingeweichte Wäsche im Wasser - hier musste unbedingt noch sofort Brot gebacken werden - dort wurde noch ein Schwein geschlachtet - hier noch schnell ein Angehöriger aus der anderen Ortschaft oder ein Kind aus dem Krankenhaus heimgeholt. Wir liessen die Wagen vorbereiten. Es waren 7 Meter lange ostpreussische Leiterwagen, die je 2 Familien aufnehmen sollten. Notdürftig wurde aus Teppichen oder Planen ein Dach darauf gebaut. Je nach Eignung der "Fußmänner", die in diesem Falle Frauen oder Mädchen oder ganz alte Leute waren - denn die Männer waren ja alle Soldaten oder beim Volkssturm - verteilten wir im Stillen die Pferde, und dann packten wir die ganze Nacht, während Fenster und Türen dröhnten und man bereits die Maschinengewehre hörte. Es war die zweite völlig schlaflose Nacht. Die Anforderungen jener Tage durch Militär, Flüchtlinge, unzählige Betriebschwierigkeiten usw. waren in den Tagesstunden nicht mehr zu schaffen, von allem Privatem gar nicht mehr zu reden! Völlig erschöpft legten wir uns gegen 6 Uhr früh noch etwas hin. Eine viertel Stunde später klingelte das Telephon: Räumungsbefehl! Um 9 Uhr hätten alle Wagen fertig auf der Strasse zu stehen. Ein kopfloser, undurchführ-

barer Befehl. Noch nie im Leben habe ich mich so verzweifelt durch einen Vormittag durchgekämpft. Es war ja nicht zu schaffen! Es handelte sich ja nicht nur um uns und unsere Familie, trugen wir doch die Verantwortung für den ganzen Treck. Mit einer Laterne in der Hand ging meine Schwester, die den Betrieb leitete - denn unsere Eltern waren alt - durch den frischen, hohen Schnee von Haus zu Haus, weckte die Leute, teilte jedem die Pferde zu und gab allerlei Anweisungen. Jeder gehorchte. Unaufhörlich kamen dann in den nächsten Stunden die Fragen, Wünsche, Ratlosigkeiten zu uns. Daneben packten wir unsere Wagen - noch völlig ohne Erfahrung. Kein Mensch hatte Zeit zum Kochen oder Essen oder Heizen. 20 Grad Kälte! Schneidender Wind! Im Zimmer auf dem Tisch fror die Milch. Etwas übriggebliebenes Essen vom Tag vorher nahmen wir mit. Im übrigen: Brot, Mehl, Eier, Konserven, etwas Fett usw., denn wir wussten, dass wir uns irgendwie selbst ernähren mussten. Allerdings - dass wir 7 Wochen lang von den Vorräten im Wagen leben mussten - das ahnten wir damals - Gott sei Dank - noch nicht. Meine kranke Mutter sass still am Fenster und verfolgte - selbst zur Untätigkeit verurteilt - unsere fieberhafte Tätigkeit, uns dann und wann mit einem Rat aus ihrer reichen Erfahrung oder einem Wort des Verstehens unterstützend.

Kurz nach 2 Uhr mittags fahren wir dann, als die Artillerie bereits neben uns in Stellung ging, auf dringenden militärischen Anruf als letzte vom Hof. Hinter uns brüllte das ungemolkene, ungefütterte Vieh, etwa 150 Stück, die Züchterarbeit von etwa drei Generationen. Fohlen, eine hochtragende Stute, Schweine, Schafe, Federvieh - alles blieb verlassen in den Ställen zurück. Nur unseren treuen Hund nahmen wir mit. In den Scheunen zum grössten Teil noch ungedroschen, eine Rekorderte, wie wir sie noch nie erlebt hatten - schwer erkämpft in dem letzten Kriegssommer. - Alles umsonst - Nun war es so schnell geschehen, was gestern, uns selbst noch ganz unvorstellbar, vor der Seele eines Menschen stand, der mit seiner Klappe kurz bei uns rastete und der die Flüchtlingsnot schon kannte. Er stand am Fenster und sah hinaus in unseren tief verschneiten Garten. Eine Welt des Friedens umgab unser Haus. "Mein Gott" sagte er "wie muss es sein, eine solche Heimat aufzugeben." "Unseren Ausgang segne Gott" - mit diesen Worten liess Mutter sich hinausführen in die Not der Winterkälte. Wir fahren vom Hof, reihten uns am Ende der Wagenschlange unseres Trecks. - Ein letzter Blick auf die geliebten alten Lindenbäume, die Haus und Hof fast verdeckten - dann war alles vorbei. -

Wir fahren in einem Wohnwagen, den Vater eigenhändig seit dem Sommer gebaut hatte. Es war so eine Art Zigeunerwagen mit Tür, 2 kleinen Fenstern, einer Matratze und einem Lehnstuhl für Mutter und einem

kleinen Herd, den man aber nur anstecken konnte, wenn der Wagen hielt. Sonst war der Wagen vollgepackt mit Gepäck und fürchtbar eng. Auf den Strassen herrschten bereits chaotische Verhältnisse. Zahllose Flüchtlingswagen, zurückflutendes Militär - alles in nicht zu schildernder Nervosität. Es war ja auch - weiss Gott - keine Minute mehr zu verlieren - für niemanden! Dazu die Strassen vereist, die Pferde natürlich bei der Eile des Aufbruches nicht mehr scharf beschlagen. Es wurde bald dunkel. Ein Wagen rutschte in den Strassengraben und musste neu geladen werden. Der Feind war ganz nah, die Leute in grosser Angst. Da liessen wir sie vorfahren und wollten nachkommen, sobald der verunglückte Wagen wieder fertig war. 6 Wagen, meist mit vor Kälte weinenden Kindern, fuhren ab. Wir sahen sie nie wieder und wissen jetzt, dass sie nicht mehr entkommen sind. Einige haben sich noch per Schiff ohne Gepäck über die Ostsee nach Dänemark oder Westdeutschland gerettet, die anderen arbeiteten bis vor kurzem unter trostlosen Bedingungen zu Hause unter den Russen, und sind jetzt, soweit sie es überlebt haben, bettelarm hinausgeschickt worden. Viele starben, von anderen fehlt jede Spur. Nur wenige Getreue waren bei uns geblieben, und haben alles mit uns erlebt. Wir wurden eine untrennbare Schicksalsgemeinschaft. Dazu gehörten auch unsere treuen Polen, die unsere Wagen fuhren. Es waren polnische Zivilarbeiter, die mit ihren Familien bei uns im Betrieb gearbeitet und gelebt hatten. Wir wurden gute Freunde. Sie haben uns durch ihren praktischen Sinn, ihre grosse Kunst als Fahrer und Pferdepfleger enorm geholfen. Mehr als einmal in den langen Wochen der gemeinsamen Flucht retteten sie uns das Leben. Ohne sie hätten wir es nie schaffen können.

Wir fuhren dann bis hinter den nächsten Wald, machten, als es völlig dunkel war, Halt, und luden vieles ab, da die Wagen viel zu schwer waren. Zu unserem grossen Kummer auch unsere vier besten Legehühner und Zuchtkaninchen, die wir lebend mitgenommen hatten. Als gegen zwei Uhr nachts der Mond aufging, fuhren wir weiter. Immer Schritt für Schritt, vor uns und hinter uns Wagen auf Wagen. Die Hauptstrasse lagen schon unter Beschuss. Nur durch Vaters genaue Ortskenntnis kamen wir auf einer Nebenstrasse vorwärts. So erklärte es sich auch, dass wir unsere anderen Treckwagen nicht mehr wiedertreffen konnten.

Unser Ziel war ein Pfarrhaus in Pommern. Aber es war zu spät. Bereits am 25.1. schloss sich der Ring bei Elbing und wir waren im Kessel.

Unsere Heimat lag etwa 60 km östlich von Königsberg. Wir fuhren nicht, wie leider die meisten Trecks aus jener Gegend nach Königsberg hinein, sondern umgingen es südlich. Obgleich der Kessel sich

geschlossen hatte, fuhren wir dennoch in südwestlicher Richtung weiter in einer unabsehbaren Schlange von Flüchtlingswagen. Man hoffte allgemein, und es hat wohl auch die Absicht bestanden, den Ring bei Elbing noch einmal zu sprengen, um den Flüchtlingsstrom zu befreien. Die winterliche Kälte hielt an. Schwer war die Ernährung, da alle Nahrungsmittel, einschliesslich Brot gefroren waren. Unsagbar die Not der Mütter mit kleinen Kindern! Wie sollte man Wäsche waschen und trocknen? Wie die kleinen Geschöpfe waschen und anziehen in dieser Kälte? Man könnte einwenden: "Warum sind die Frauen mit kleinen Kindern nicht längst fort gewesen? Es gingen genug Evakuierungszüge mit Frauen und kleinen Kindern gen Westen". Man stelle sich das Kriegsleben der ostdeutschen Landfrauen vor: in vielen Fällen trugen sie die Verantwortung allein für den Hof, da der Mann im Felde war. Ähnlich die Landerbeiterfrauen, deren oft einziges nicht zu unterschätzendes Besitztum ihre Tiere waren: Kuh, Schweine, Schaf und Federvieh. Auch hier der Mann meist eingezogen. Und waren die Männer noch da, wer wusste ob sie morgen nicht fort waren. Ausserdem denke man an die Pflichten, die in jener Zeit die wenigen zurückgebliebenen Männer auf sich hatten. Wieviele betreuten noch einen 2. oder 3. männerlosen Hof. Was sollten sie beginnen in jener Zeit, wenn die Frau, die die Seele eines jeden Landhaushaltes ist, fortging! Und die Kinder in diesen Wirren allein fort schicken? Gerade die kleinen, zarten - die Säuglinge etwa? Wenige Mütter haben sich dazu entschliessen können.

Wir kamen nun in etwas bergiges Gelände. Am 26.1. waren die Strassen so glatt, dass wir in einer Kurve mit dem ganzen schweren Wohnwagen abstürzten, einen Berghang hinunter. Unten war ein See. Vater, der trotz seines hohen Alters selbst den Wagen fuhr, fiel vom Sitz und verlor die Leine. Ich selbst war mit meiner kranken Mutter im Wagen und versuchte uns zu schützen vor den Gepäckstücken, die um uns herumstürzten. Im letzten Moment bekam der Pole die Leine zu fassen und riss den Wagen herum mit der Deichsel in das Tor einer Scheune, die unten am See stand. Der Wagen stand und nichts war passiert. Gottes Engel! Langsam fuhren wir noch bis spät abends. Dann gaben wir es auf. Wagen und Pferde waren auf den vereisten Strassen ohne grosse Lebensgefahr nicht mehr zu regieren. 5 km hinter der Front blieben wir schliesslich in einem Bauernhof mit hunderten von Menschen völlig bewegungsunfähig liegen. Schwere Kälte, die Strassen bald so tief verschneit, dass die endlose Wagenschlange abends genau so dastand, wie sie morgens gestanden hatte. Niemand kam mehr weiter. Um uns herum brannten die Dörfer, über uns die Flieger. Jede Nacht erwarteten wir die Russen. Die Bäuerin

des Hofes (der Mann war im Felde) tat was sie konnte, opferte alles, um dem unsagbaren Elend zu steuern. In einem kleinen Zimmer lebte sie mit Eltern und Verwandten zu 9 Personen. "Ich habe mein ganzes Haus ausgemacht" sagte sie, "geht hinein und seht, ob Ihr noch irgendwo Platz findet". Später ehe wir abfahren gab sie uns 2 Kälber und 2 Schweine, die wir für unseren Treck schlachten durften. Diese Vorräte waren uns von grösstem Wert, da unsere beiden fetten Schweine zu Hause in Ställe geblieben waren. Ein Soldat hatte sie uns damals in letzter Nacht noch schlachten wollen. Wenige Stunden vorher wurde seine Gruppe abberufen und er kam nicht mehr dazu. Schwer erschütterte uns damals das Schicksal dieser jungen opferbereiten Bäuerin: Ihr einziges Kind ist auf der Flucht erfroren. Von ihrem Mann weiss sie nichts. - In der Nische des Bauerhauses wurde für hunderte von Menschen gekocht, das heisst, jeder Treck, bzw. Familie kochte für sich so schnell es ging, denn es war nur ein Herd vorhanden. Daneben wurde Brot gebacken, Windeln gewaschen, geschlichtet, eingeweckt usw. - unvorstellbar, wenn man es nicht selbst gesehen hat. Schlimm die Wassernot! Wasserleitung und Brunnen waren bald erschöpft. Man denke allein an die vielen Pferde der Flüchtlingswagen. Schlimm auch der Diebstahl überall. Abgesehen davon, dass auch schlechte und schlechteste Elemente in der Masse dabei sind - was sollte so eine unglückliche Flüchtlingsfamilie tun, wenn ein Wagenrad zerbrochen war, wenn ein Pferd verunglückt war (es kam oft genug vor besonders bei tragenden Stuten), wenn kein Pferdefutter mehr da war, wenn der letzte Eimer gestohlen war, wenn die Wagenlaterne zerbrochen war! Anders ist der Diebstahl in solcher Notzeit zu werten. Unsere Polen schliefen zwischen den Pferden unter sich die Geschirre, abwechselnd standen wir Frauen Wache Tag und Nacht an den Wagen.

Schliesslich trat Tauwetter ein und wir konnten weiterfahren. Zweimal wurden wir während dieser Zeit im Kessel nachts Hals über Kopf von der Polizei aus den Notquartieren gejagt, da der Russe dicht heran war. Sehr schwierig mitten in der Nacht in einem fremden Ort Menschen und Wagen bei einem so überstürzten Aufbruch wieder zusammenzufinden. "Mein Gott, was macht man mit Euch" sagte ein Soldat, der meiner Schwester freundlich half, als sie sich auf dem fremden Hof nicht mehr zurecht fand. Es war nicht das einzige Mal, dass Soldaten halfen, wo es in ihrer Macht stand - oft ganz aus eigener Initiative - und sei es mit einer Tasse heissen Kaffees, einem Stück Brot oder einem freundlichen Wort. Wie dankbar ist man in solcher Not für die kleinste Hilfe, die zur grossen Wohltat werden kann.

Am 4.2. ergab sich die Möglichkeit, als letzter Ausweg über das gefrorene Frische Haff und dann weiter über die Frische Nehrung nach Danzig noch zu entfliehen. Das frische Haff ist ein Binnengewässer, das an der Überfahrtsstelle etwa 7 km breit ist. Nur durch eine schmale Landzunge, die Nehrung, ist es von der Ostsee getrennt. Diese Nehrung ist nur ein bis (an der breitesten Stelle) drei km breit. Sie besteht aus bewaldeten Dünen und hat eine einzige Fahrstrasse. Die Ortschaften sind arme Fischerdörfer, die einzig grössere, Kahlberg, ist ein Ostseebad und Ausflugsort. Sollten wir diese Flucht aus dem Kessel wagen? Wir hatten bereits gehört, dass das Eis auf dem Haff nicht mehr hielt, und dass die Flieger die "Eisbrücken" bombardierten. Aber wir hofften auf eine schnelle Errettung. Nur weiter, weiter -- ! Die Kräfte unserer geliebten Mutter, der wir nach schwerer, noch nicht voll überwandener Krankheit diese entsetzlichen Strapazen so wenig erleichtern konnten, wurden geringer. In der ganzen namenlosen schweren Zeit, in all der vielfältigen Not, in den zahllosen Gefahren der winterlichen schatzlosen Heimatlosigkeit, die ja in diesem Bericht nur angedeutet werden können, war Mutter die Stärkste von uns allen. Ohne sie, ohne ihre überirdische innere Kraft und ihr felsenfestes Vertrauen auf Gottes gnädige Durchhilfe, hätten wir nicht durchhalten können. Sie hat uns alle getragen bis zu ihrer letzten Stunde.

Die grösste Not der ganzen Fluchtzeit begann erst jetzt mit der Flucht aus dem Kessel: Nachtquartiere hörten auf. Wir lebten nun Tag und Nacht draussen. 2 Tage und 3 Nächte mussten wir in endloser Wagenschlange anstehen, bis wir auf das Eis heraufkonnten. Erfahrene Fischer hatten auf dem Haff 2 verhältnismässig sichere Strassen, sogenannte Eisbrücken, gesucht und abgesteckt. Waren diese Brücken von Fliegern getroffen, so mussten erst neue gefunden werden, und inzwischen konnte niemand fahren. Es wurde Tag und Nacht gefahren. Oft fuhren die Wagen im Dunkeln in die Bombenlöcher. Es konnte nur in 50 Meter Abstand gefahren werden, da das mürbe Eis keine stärkere Belastung mehr vertragen konnte. Die Wagen standen zu tausenden auf den Zufahrtsstrassen in ihrer äussersten Not - auch wir dabei. Der Kessel wurde immer enger.

In den Morgenstunden des 7.2. als unser Treck endlich an der Reihe war, und vorsichtig Wagen für Wagen auf das Eis hinausfuhr - gerade jetzt, da es kein Zurück und kein Halt mehr gab, traf uns ein grosser Kummer: unser Hund, der eben noch neben uns gestanden hatte, war fort. Vergeblich alles Suchen und Nachfragen. Wir fanden ihn nicht wieder. Später haben wir gehört, dass Soldaten ihn in eine Feldküche gelockt hatten. Und das ausgehungerte Tier, das sich keinen Schritt sonst von

uns fortrührte, war ihnen gefolgt. Was diese treue Tierseele uns gewesen ist, was sie mit uns erlebt und gelitten hat, wie wir uns verstanden gegenseitig, das wissen nur wir allein.

Nun fuhren wir -- führen von Gottes Engeln geleitet über das brechende Eis. Rechts und links die eingebrochenen Wagen und toten Pferde der vorhergehenden Tage. Eine Todesstrasse die man nicht beschreiben kann. Einmal schwammen wir mit unserem grossen Wagen auch auf einer Eisscholle. Unser alter Vater fuhr uns selbst. Der Pole und meine Schwester gingen neben her, um im Unglücksfalle vielleicht noch von aussen her helfen zu können. Ich blieb bei meiner Mutter im Wagen. In den vorgeschriebenen Abständen folgten unsere anderen Wagen. Wie haben unsere Leute sich geängstigt ! Als wir schon nahe dem Ufer waren, kamen die Flieger und schossen blindlings in die Flüchtlingskolonnen hinein. Es entstand eine Panik, alles drängte zum Land, die Wagen fuhren zusammen und viele brachen ein. Welch ein Schreien von allen Seiten. Auch ein Wagen von uns brach ein, die Pferde hatten die Köpfe schon unter Wasser, und nur dem fabelhaften Schneid des Polen verdanken wir es, dass tatsächlich nichts dabei verloren ging. Beim Neuladen des Wagens fiel meine Schwester bis unter die Arme ins Wasser. Doch was war solch ein Erlebnis schon ? In wenigen Stunden dachte niemand mehr daran.

Wir waren am anderen Ufer. Gerettet ? - Ach wir ahnten nicht, was jetzt vor uns stand.

Noch heute, wenn wir Landsleute treffen und von der Notzeit der Flucht sprechen - ist das Wort "die Nehrung" gefallen, so gibt es jedesmal erst eine Stille. Wir sprechen wohl alle selten davon und auch nur mit wenigen Worten. Auch mir fällt es schwer, davon zu erzählen. Wir verstehen jetzt so gut die Frontsoldaten, die manchmal ein ganzes Leben lang von den stärksten Stunden ihres Fronterlebens nicht sprechen können. Für Menschen, die keine Abenteurer sind, ist so ein Stück Lebensnot keine Sensation, mit der man seine Mitmenschen unterhalten kann. Nur da, wo man spürt, dass Menschen mit ganzer Seele hören, gelingt es manchmal, etwas herzugeben aus jener Zeit. Ich schreibe diesen Bericht auch wahrlich nicht zur Unterhaltung, sondern für die Menschen - gleich welchem Lande sie angehören - die mit offenen Augen und wacher Seele einmal von Mensch zu Mensch sehen und hören wollen, was im deutschen Osten geschehen ist, und was das Wort "ostdeutsche Flüchtlinge" bedeutet. Und ich bitte, unser Schicksal, das ich hier zeige, nicht als etwas Besonderes anzusehen. Es ist kein Einzelschicksal. Millionen trugen und tragen dasselbe und Schwereres.

Wir sind gewohnt unsere Vergangenheit in uns zu verschliessen. Unsere Umgebung weiss oft sehr wenig oder auch gar nichts von uns, und das ist gut. Es genügt, dass Gott, der Herr es alles gesehen hat. --

Auf der einzigen grandiosen Kehrungsstrasse, die nie nur stärkeren Verkehr, sondern nur für kleine Fischerwagen gebaut war, und die jetzt auch gleichzeitig einzige Hohlbohr für das Militär war - oder unten am Meeresstrand - oder auf einem sandigen Dünenweg kämpfte sich ein von aller Welt verlassenes Volk zollweise voran. Viele zu Fuss (sie kamen noch am schnellsten vorwärts), Mütter mit einer Handtasche ein Kind auf dem Arm - Verwandete an Irücken - alte Leute, denen man ansah, dass sie keinen Kilometer mehr gehen konnten - Leute die von ihren sinkenden Wagen noch abgesprungen waren, und man nichts mehr hatten - weinende Kinder, die um ein Stück Brot oder um etwas zum Trinken bettelten, und die Mütter hatte nichts mehr - flehende Frauen, die mit ihren Wagen irgendwo festgefahren waren in einem grundlosen Loch, die Pferde erschöpft und niemand konnte diesen verzweifeltten Frauen helfen, denn ihre Pferde waren doch am Ende ihrer Kraft. Kam der Abend, und standen die Trecks still, hörte man das unvergessliche Rufen durch die ganze Nacht nach verlorenen Kindern, hörte man die Hilferufe der Versinkenden auf dem Hauff, die doch umsonst riefen (noch 8 Tage lang ging der ganze Strom über das Hauff, Tag und Nacht, obgleich es weiter taut und regnete und das Wasser über dem Eis bis an die Wagenachsen reichte) - sah man die Menschen schutzlos oft im Regen unter den Bäumen sitzen mit Kindern und Alten, manchmal um ein Feuer, das doch bald wieder gelöscht werden musste, weil die Flieger kamen, hörte man in vielen Wagen die kranken Kinder schreien, begann das flehentliche Bitten an den Wagen um Nahrung, um einen Platz im Wagen, und man konnte doch selbst so wenig helfen. Kam der Morgen, so sah man da und dort die Toten, Erfrorenen liegen, die niemand beerdigte, von denen niemand mehr erfahren wird, wo sie geblieben sind. Nicht zu schildern das Elend der Verwundeten. Und niemand der half, ausser ganz wenigen Soldaten. Einige dieser wenigen Offiziere und Soldaten, die hier mit ihren geringen Kräften machtlos einem Strom von Elend gegenüberstanden - ja sich selbst aus eigener Verantwortung dort hingestellt hatten - sie leisteten Unvergessenes für viele Flüchtlinge. Waren sie doch die einzigen die man fragen konnte: "Wo soll ich fahren, wie ist der Weg dort über die Düne?" oder "Ist ein Wagen, der so oder so aussah, kürzlich hier vorbeigekommen? Nicht? Dann sag ihm, wenn er kommt, sein Bruder wäre schon voraus". Oder "Ich kann nicht mehr gehen, beim besten Willen nicht, erbarm Dich und sich zu,

dass mich ein Wagen mitnimmt." Oder "Was ist nur los: 4 Stunden stehen wir nun still, kein Wagen rührt sich, sieh zu, was da vorne los ist." Ein Offizier zu Pferde ist mir in besonderer Erinnerung, der dauernd unterwegs war, um Stockungen zu beseitigen. Solchen Offizieren gehorchte jeder. Gott sei Dank, endlich irgendwo einer, der führt. Gleich, ob er sich selbst dazu die Vollmacht gegeben hatte. Es gab kein Wasser, kein Brot, keine Nahrung für Kinder und Säuglinge, kein Pferdefutter.

Kein Wasser für Menschen und Tiere. - Zunächst taute man Schnee auf. Dann gab es keinen mehr. Die Polen hatten Haflwasser getrunken und wurden alle krank. Quellen und Gräben gibt es in den Dünen nicht. Das Ostseewasser ist salzig. Strahlend kamen eines Tages unsere Leute mit einem Eimer kohlschwarzen Schnees, den sie irgendwo in einem Loch am Nordhang gefunden hatten. Wie dursteten die Verwandten. Nie vergaß ich die flehenden Augen.

Kein Brot - Was essen wir eigentlich? Ich weiß es selbst kaum. Wir kochten alle auf kleinen Holzfeuern an der Strasse. Führen die Wagen plötzlich weiter, so nahm man seinen Kopf mit halb gekochtem Essen und ging mit, bis der Wagen wieder stand. Dort stellte man ihn auf des Vorgängers Feuer und kochte weiter. Wenn nur das Holz nicht so nass gewesen wäre und nicht so viele hungrige Menschen überall herum, sodass es eine Qual war noch etwas Essbares zu haben.

Keine Kinder nahrung - keine Milch. Wir hatten ein Polenbaby mit auf dem Treck und erlebten es selbst aus nächster Nähe mit. Ihr armen unschuldigen, langsam sterbenden Kinder! Ich glaube und habe es oft bestätigt gehört: die Kleinen unter einem Jahr haben es alle nicht überlebt. Wie schnell schreibt sich das hin, und welch eine Welt von Jammer für eine Mutter, deren einziger Sonnenschein in einsamer Kriegszeit dieses Kind gewesen ist!

Kein Pferdefutter - Wir fütterten die Pferde mit Tannen und etwas Strandgras. Überall frassen sie die Wagen an. Alle wurden krank (Druse). Kein Wunder bei den eisigen Winden Tag und Nacht. Überall an den Strassen lagen tote Pferde, auch die vielen, vielen toten Fohlen, an allen Fluchtstrassen von Ostpreussen bis Mecklenburg. Was die armen erschöpften Pferde leisten mussten, muss man wochenlang miterlebt haben. Für alle Zeiten sind einem die Überlebenden Tiere ans Herz gewachsen. Dabei lud jeder, aber auch jeder tagtäglich ab von seinem Wagen, um überhaupt noch weiterzukommen. Auf dem Hafl und auf den Nahrungsstrassen konnte man alles finden und mitnehmen, was man sich ausdenken konnte: Nähmaschinen, Radioapparate, Listen

mit feinstem Porzellan, Koffer mit ganzen Wäscheausstattungen (welche Kostbarkeiten bei Kriegsende!), Konserven aller Arten, Schuhe, Stiefel, Betten, Pelze usw.usw. Niemand rührte die Sachen an. Es kostete schon genug, wenigstens einen Teil des eigenen Hab und Guts zu retten. Unbarmherzig trieb man die Pferde weiter. Sie mussten, mussten ziehen. Jeden Tag konnte der Russe auch diesen Ausweg sperren. Am anderen Ufer brannten die Ortschaften.

Mit vielen Menschen hat man gesprochen an jenen Tagen, aus allen Ständen und Schichten des Volkes, mit Soldaten aus allen Teilen Deutschlands, mit Polen und Franzosen, die die Wagen vieler Familien ohne Männer fuhren (vorbildlich besonders die Franzosen in ihrer Einsatzbereitschaft für "ihre" Familien). Mit einem jeden traf bis ins Innerste was hier geschah. Fast in jedem Gespräch war man bei dem Warum - bei den letzten Dingen überhaupt - bei Gott, der dies alles sah und geschehen liess.

Ein Abend ist mir besonders in Erinnerung. Die Polen rückten die Wagen zur Nacht zurecht und klemmten dabei meine Schwester zwischen zwei Wagen ein. Bei den lauten Zurufen und dem Anarren der Räder hörten sie unser angstvolles Zurufen nicht. Es ist - menschlich gesehen - noch heute unbegreiflich, dass kein Unglück geschah. Im letzten Moment standen die Pferde still. Noch 10 cm weiter - und es wäre nichts mehr zu retten gewesen. Die Polen erstarrten noch nachträglich vor Entsetzen. Sie hatten die Pferde nicht gehalten.

Am 12.2. fuhren wir weiter früh morgens, solange es noch dunkel war. Meine Schwester ging mit einer Laterne voran. Es hatte frisch geschneit. Da fanden wir einen grossen Lastwagen mit Schwerverwundeten und einer Frau mit drei kleinen Kindern. Auf allen lag 10 cm Schnee. So lagen sie die ganze Nacht. Ihr Trecker hatte nicht zwei Anhänger ziehen können, war mit dem ersten fortgefahren und hatte sie stehen lassen. Vier Soldaten und die Frau mit den kranken Kindern luden wir ein. Es war ein unsagbares Elend. Meine Mutter war totkrank, auch der Vater krank. Die allernotwendigste Pflege war in dem Wagen so schon kaum möglich. Nun die vielen hilflosen Menschen dazu! Erst am Nachmittag konnten wir sie einem Militärwagen übergeben. Wir konnten unsere Wagen mit zwei Pferden nicht mehr fahren. Die Tiere waren völlig kraftlos. So fuhren wir dann oft einen Wagen mit vier Pferden ein paar Stunden weit voraus, spannten dann aus und schickten alle Pferde zurück nach dem nächsten Wagen usw., bis wir alle vier Wagen nachgeholt hatten. Das Tempo in dem wir vorwärts kamen brauche ich nicht zu schildern. Unheimlich war es jedesmal, wenn man stundenlang ohne Pferde waren musste, bis es wieder weiterging. Am jenem 12.2. standen wir auch

lange allein, bewegungsunfähig, während sich die feindliche Artillerie gerade auf unseren Strassenabschnitt einschoss. Am Abend standen wir an einer Wegstelle mit so furchtbaren Löchern, dass die Polen zum ersten Mal sagten: "Es geht nicht weiter, hier brechen die Wagen zusammen." Am nächsten Tag fuhren wir doch. Sie leisteten ein Meisterstück an Fahrkunst, und Gott war mit uns.

Am Abend waren wir in Kahlberg. Wir blieben unten am Meer stehen, wollten nachts am Strand weiterfahren. Viele Stunden war ich in dem überfüllten Ort unterwegs nach Brot und Pferdefutter. Ich bekam fast nichts. Kein Futter! Wir mussten weiter, weiter, nur von der Nehrung herunter, solange die Pferde noch ziehen konnten. Vater ging es schlecht und die Kraft unserer geliebten Mutter war zu Ende. Als wir um 11 Uhr nachts aufbrechen wollten, konnte sie keine Fahrt mehr aushalten. So schickten wir die Pferde mit den anderen Wagen voraus. Am nächsten Morgen sollten sie zurückkommen und uns nachholen. Wir blieben ganz allein. Es war eine eisige Nacht. Der Sturm wuchs. Und die Wellen stiegen höher. Würden sie bis zum Morgen unseren Wagen erreicht haben? Niemand würde uns helfen. Wir waren zu Tode erschöpft. Und wir alle wussten, dass Gott unser Liebstes auf Erden gerufen hatte. - Am nächsten Morgen, als es langsam hell wurde, war unsere Mutter bei Gott geborgen. - Draussen tobte der Sturm, bruste das Meer wenige Meter von uns entfernt. Drinnen war es still, unendlich still.

Wir sind allein seitdem. Wir haben nicht nur unsere Äussere - wir haben auch unsere innere Heimat verloren.

Die Zeit stand still. Ging uns die Welt da draussen überhaupt noch etwas an? - Dann kamen unsere Leute mit den Pferden und holten uns ab.-

Wir fuhren noch den Tag über weiter. Am Abend machten wir Halt. Die Leute flochten aus Ästen eine Bahre und gruben in den Dünen unter einem Kiefernbaumchen ein Grab. Mit Kiefern und Tannen wunderschön geschmückt - so trugen wir unsere Mutter beim Schein einer Laterne, unter Sternenhimmel, den sie so geliebt, beim tobenden Sturm des Meeres hinaus. Wir selbst sprachen "Vater unser" und Segen und Vater ein paar Worte dazu.

Am nächsten Morgen mussten wir weiter. Der Feind dicht hinter uns. So schwer es war, die Kräfte neu aufzubringen, diesen enormen Lebenskampf fortzusetzen - wir mussten es, sollte das letzte tapfere Durchhalten unserer Mutter nicht vergeblich gewesen sein. Mit ihrer letzten Lebenskraft hatte sie uns retten wollen.

Es folgten noch furchtbare Tage unten am Strand voller Gefahren. Das sah man an den vielen zerbrochenen, umgekippten oder von Sandwehen abgerutschten Wagen. Wir gingen nebenher. Meine Schwester ist stets zu Fuß gegangen (etwa 1000 km), um die Wagen zusammenzuhalten. Diese Tage unten an der See waren so unermesslich kalt. Mein Gott, wie haben wir in den Nächten gefroren - so schutzlos in den eisigen Winterstürmen! Und man musste stillhalten, konnte bei Dunkelheit unten am Meer nicht fahren. Endlos die Nächte und endlos am Ende der Mährung das Ansehen vor den beiden Weichselfähren. Für uns eine doppelte Geduldsprobe, da eine unserer Zuchtstuten ein Fohlen bekam, und wir so dringend einen Stall brauchten. Das Fohlen war dann tot, und die Stute mussten wir einige Tage später in Pomzern stehen lassen, da sie nicht mehr mitkonnte. Pferdefutter bekamen wir noch immer nicht. Die Polen stahlen es, wo sie konnten. Auch wir selbst lernten aus dieser Not heraus das Stehlen. Wir mussten doch weiter, und die Pferde waren am Ende.

Am Sonntag, den 18., also 11 Tage nach der Überfahrt über das Raff, fuhren wir durch Danzig und hatten am Abend in Zoppot unser erstes Nachtquartier bei freundlichen Menschen in einer schönen Villa. Wir schliefen auf einem wunderbaren Teppich und konnten uns alle waschen. Welche Wohltat! Die Pferde kamen zum ersten Mal unter Dach.

Von jetzt ab treckten wir "organisiert" weiter, d.h. es gab Marschbefehle, welche Strassen zu benutzen waren, die Tagesstrecken wurden meist vorgeschrieben, unabhängig von der Leistungsfähigkeit der Pferde, nirgends durfte man länger als eine Nacht bleiben. Nachtquartiere wurden zugewiesen, ebenso Verpflegung und Pferdefutter. Jede Gemeinde organisierte das auf ihre Weise, jeder Kreis hatte Sonderbestimmungen, ohne sich um die Nachbarkreise zu kümmern. Die Ortschaften an den Treckstrassen und bis viele Kilometer ins Land hinein mussten Enormes leisten. Es war wahrlich nicht leicht für die Bevölkerung. Jeder Hof bekam Abend für Abend seine Einquartierung, musste soand-soviel Familien und Pferde aufnehmen, für Verpflegung und Futter aufkommen. Die Bäuerinnen mussten täglich Brod backen und ihre Einquartierung immer für einen weiteren Tag mit Proviant versorgen. In manchen Gegenden sollte man auch eine warme Suppe bekommen. Die Futterrationen für die Flüchtlingspferde waren viel zu gering, aber andererseits eine untragbare Belastung für die betreffenden Bauernhöfe. Das alles funktionierte sehr verschieden, manchmal ganz tadellos, manchmal unter unendlichen Mühsalen und Schwierigkeiten für alle Beteiligten und sehr oft überhaupt nicht. Wie oft blieben wir tagelang ohne Essen, ohne Pferdefutter.

Ohne Nachtquartier. In den 5 Wochen, die wir seit unserer Überfahrt über das Raff noch getreckt sind, haben wir etwa in 10 Nächten ein Dach über dem Kopf gehabt. Die Quartiere waren leere Stuben mit Strohlagern oder Ställe (das war immer am besten) oder furchtbare Massenlager. Mussten wir draussen bleiben, so bezogen wir wenn irgend möglich "Waldquartier". Es gab aber auch Nächte, die man direkt auf der Strasse verbringen musste. Nie gingen wir in ein Quartier, wenn nicht die Leute auch gut untergebracht waren. Wie oft schliefen wir alle in derselben Stube, in derselben Kofferbox. Die Polenkinder hingen sehr lieb an uns, obgleich sie kein Wort deutsch und wir fast gar kein Wort polnisch sprechen konnten. Das Jungste, ein Baby wurde immer kränker. Es war nicht zu retten. Langsam verhungert, erfroren. Vor Misdroy im Wald haben wir es beerdigt. - Die Not um Pferdefutter hat uns nie verlassen. Die Pferde sahen jammervoll aus. Eine junge Stute zog tapfer, bis sie umfiel in den Strassengraben. Wir mussten sie erschliessen. Man vergisst die Not der Tiere damals nie wieder.

Unser Weg ging über Gänzig, Gutschafen, Stolp, Köslin, Kolberg - immer dicht vor dem Feind. Überall wo wir hinkamen, war die Bevölkerung beim Packen, auch schon halb im Aufbruch. Die Antworten auf unsere Frage, wo der Feind z.Zt. stand, waren oft erschreckend. Weiter, weiter! - Unendlich verschieden wurden wir aufgenommen. Man konnte Menschen kennenlernen in jener Zeit. Und auch Behörden! Aber man darf nicht vergessen, dass diese Völkerwanderung keine Führung besass, dass sie im Zeichen der Auflösung, des Chaos und des Verfalls eines Regime stand. So versagten die Sachleitstellen, soweit sie nicht ausnahmsweise von einer überragenden Persönlichkeit geleitet wurden, fast überall vollkommen. Es war wie schon erwähnt, keine Zusammenarbeit der einzelnen Stellen mehr vorhanden. So ergaben sich für Flüchtlinge und Bevölkerung täglich Notlagen, über die allein man ein Buch schreiben könnte. Man muss sich vorstellen, dass die sämtlichen Rückzugsstrassen eine einzige Wagenschlange waren. Bei jedem Zustrom aus einer Seitenstrasse, sowie bei jeder dazwischenfahrenden Militärkolonne ergaben sich Stockungen, die sich viele Kilometer weit auswirkten. Es gab infolgedessen kein zügiges Fahren, und so mancher Tag, besonders dann, wenn der Feind sehr nah war, ein mühsames schrittweises Vorwärtsschleichen, das oft in der Hauptsache aus Warten bestand. Besonders schwierig war immer das Durchschleusen des Flüchtlingsstroms durch die Städte. In jeder Stadt gab es andres Aufenthalte, hiess es zunächst Scheine besorgen zum Empfang von Heu, Hafer, Brot, Suppe, wobei meist jeder Schein bei einer anderen Behörde zu holen war! Dann hiess es

ansehen bei den betreffenden Händlern bzw. bei den Verpflegungsausgabestellen. Wie gross die Spannung jedesmal: wieviel würde es geben, gab es überhaupt noch etwas. Wie dankbar war man, wenn es etwas mehr Suppe gab, als nur einen Eimer voll, wenn sie etwas dicker gekocht war, sodass man nicht gleich wieder hungrig war, wenn es nicht nur ein Stück Brot, sondern auch etwas Wurst dazu gab. Wie verzagt kam man oft zurück, wenn die Ausgabezeit aller dieser notwendigen Dinge (meist in den Mittagsstunden) schon verpasse war, bis man die Stadt erreicht hatte. Flüchtlinge besaßen ja keine Lebensmittelkarten.

Unser Ziel in Pommern war längst unmöglich geworden. So strebten wir nach Mecklenburg auf das alte Stammgut unserer Familie, dessen jetzige Besitzer wir etwas kannten. Kurz vor Wollin holte der Feind 20 km Treck ein. Fast waren wir dabei. In letzter Stunde wurden wir noch umgeleitet und entkamen noch gerade knapp über Dievenow. Es folgten schwere Tage in höchster Gefahr auf den Inseln Usedom und Wollin, die der Odermündung vorgelagert sind. Die Trecks kamen nicht von der Stelle, da die Oderbrücken es nicht schaffen konnten. Die Russen waren ganz dicht heran- - tagelang standen wir Tag und Nacht auf der Strasse. Niemand kam zur Ruhe oder zum Schlafen, da man stets fahrbereit sein musste, wenn sich die Wagenschlange auch nur 20 m weit vorwärts bewegte. Dazu die schweren Stürme jener Märztage. Immer wieder wurden erst die langen Militärkolonnen durchgelassen, die mit Lastwagen noch die Bevölkerung aus den Städten rettet, soweit es ging. Dann wieder kamen endlose Gefangenenskolonnen und viele Truppen unserer Hilfsvölker, Kirgisen, Kaukasier, Esten, Letten, Ungarn usw. Auch deutsches zurückflutendes Militär. Ganz besonders schlimm hier der Kampf um die notwendigste Verpflegung. Einen Tag bin ich 8 Stunden herumgelaufen, um ein Brot zu bekommen und habe fast unseren Treck nicht wiedergefunden. Wir mussten ja alles daransetzen, um die Männer, so gut wie möglich zu ernähren. Drei Tage und drei Nächte standen wir vor Swinebünde an. Unvergesslich die nächtliche Überfahrt über die Swine über eine Notbrücke. Es war der dritte Fluss den wir überquerten - zum dritten Mal atmete man auf: Gott sei dank! Gerettet! Die Soldaten gingen zurück: am 24.1. im Morgengrauen fuhren wir in Ostpreussen über die Pregelbrücke. Wie hatten wir gesorgt, ob sie schon gesprengt wäre. Dann kamen die Nogal- und Weichselübergänge, das heisst die nächtlichen Überfahrten auf den Fähren. Ich sahe uns noch zwischen den unruhigen Pferden stehen. Und jetzt? Wieder hatten wir tagelang gebangt um diese Brücke. Wieder waren wir mitten in der Nacht an der Reihe. "Nehmen Sie die Pferde beim Kopf und leiten Sie die Wagen hinüber" sagten die Brückenwachen. Schnell waren

wir Frauen bei den Pferden, fassen sie am Zaum und führten sie. Das gab den etwas ängstlichen Tieren und den Fuhrmännern eine gewisse Sicherheit. Unheimlich dröhnten die Hufe auf den Holzbohlen, leise rauschte das Wasser tief unter uns. Gespenstisch anzusehen der ganze Zug. Gott Dank! es war geschafft. Der Fluss lag hinter uns. Man empfand ihn wie eine Mauer zwischen uns und dem Feind. Im Stockdunkel - Wagenlaternen streng verboten - auf fast unpassierbaren Landwegen, ging es weiter. Wir liefen hin und her, von einem Wagen zum anderen, um alle zusammen zu bleiben, niemand zu verlieren, keinen Wagen umzukippen oder zu zerbrechen. Es gab auf diesen Wegen Höhenunterschiede von fast einem Meter zwischen den beiden Radspuren. Seit Tagen hatten hunderte von Wagen diese Wege zerföhren. Wie wunderbar bequem kam einem nachher die sehr schlechte Chaussee vor.

Ganz langsam fuhren wir noch drei Tage mit den total erschöpften Pferden durch Mecklenburg. Die beiden letzten Nächte wurden wir ganz besonders freundlich und verständnisvoll aufgenommen. Wir vergessen diese Menschen nie: einmal eine Arbeiterfrau, die ihr letztes Gasselbst in der Küche auf der Erde schlief, um uns Platz zu machen - das andere mal feine, vornehme alte Leute von einem Gut, die uns mit Liebe umgaben wie noch niemand. Zum ersten Mal nach 7 Wochen saßen wir an einem gedeckten Tisch, schliefen wir in einem weissbezogenen Bett.

Am nächsten Tag zogen wir in die Heimat unseres Grossvaters ein. Hier brachten wir nach und nach den Treck und unser aller Besitztümer wieder in Ordnung. Das war keine kleine Arbeit. 7 Wochen Zigeunerleben lagen hinter uns. Viele Reparaturen an Wagen, Geschirren, Kleidung usw. waren notwendig geworden, grosse Wäsche, Aufräumarbeiten in Wagen und Gepäckstücken aller Art. So gut es ging ruhten wir uns aus, ebenso unsere Leute und unsere treuen Pferde. Drei Wochen gaben wir uns Zeit. Dann nach Ostern trieb uns eine innere Unruhe weiter. Wir beschlossen doch noch einmal auf die Landstrasse hinauszuziehen. Das Leben ohne Arbeit war uns auf die Dauer unerträglich. Ausserdem konnten uns jeden Tag die Polen und die Pferde fortgenommen werden, und dann sassen wir völlig fest. Die Front im Osten schien ja auch keineswegs sicher, und wir wollten diesmal nicht wieder in den grossen Fluchtstrom geraten. So fuhren wir am 5. April weiter. Unser Ziel war ein Gut von Verwandten in Schleswig-Holstein. Diese wenigen Recktage waren keine Wual. Es war Frühling geworden, der Feind hetzte uns nicht. Wir fuhren in Ruhe mit ausgeruhten Pferden und in geradezu idealer Gemeinschaft

mit unseren Getreuen aus der Heimat. Viele schwer errungene Treckerfahrungen kamen uns jetzt zugute. Sehr schwer wurde uns nur, dass überall auf den Feldern die Arbeit begann, unsere geliebte Arbeit, und wir standen abseits, es ging uns alles nichts an.

Plötzlich, nach einigen Tagen erteilte uns das Treckverbot. Das Sinnloseste, was geschehen konnte. Es hieß: niemand darf mehr auf die Strasse mit einem Treckwagen, jeder bleibt da, wo er ist. Die Amerikaner würden wohl demnächst kommen, und die Strassen sollten frei bleiben. Wir standen an dem Tage mit unseren Wagen in einer Koppel bei sehr guten, hilfsbereiten Menschen. Sie hatten aber kein Futter für unsere Pferde und beim besten Willen auch kein Unterkommen für uns. Was nun? Wir fahren auf die Kreisbehörden und setzten alles dran, um die Fahrterlaubnis zu bekommen. Vergeblich. Es gab keine zielbewusste Führung mehr. Terror regierte, Zerfall, Auflösung, nach aussen getarnt durch kopflose Befehle. Man sagte uns: die Pferde (unser letztes schwer errettetes Besitztum) und Wagen könnte das Militär gebrauchen, die Polen sollten zum "Schippen" eingezogen werden. Was aus uns würde, interessierte nicht weiter. Man würde uns wohl in absehbarer Zeit auf einige umliegende Dörfer verteilen. - Und wir standen ohne Nahrung für Mensch und Tier unter freiem Himmel. - Selbst handeln! - Gleich am nächsten Tag gelang es uns, auf einem Nachbargut Arbeit und Unterkunft für uns alle zu finden. Pferde und Arbeitskräfte wurden dort dringend gebraucht. Wir waren unendlich dankbar. Leicht war die Zeit zwar auch nicht. Die Berufsarbeit und den Haushalt zu schaffen war keine Kleinigkeit, zumal wir doch noch alle sehr abgekämpft waren. 2 Tage später bereits wurden unsere Pferde zur Musterung befohlen - alle Flüchtlingspferde. Ein schwarzer Tag für viele. Rücksichtslos nahm man den armen verfolgten Menschen Pferde, Wagen, Geschirre fort. Kein Geld, kein Stück Papier bekam man in die Hand. Wie flehten die Frauen um ihre Pferde, ihr letztes Hab und Gut. Umsonst. Uns nahm man die beste Zuchstute. Wegen unbrauchbarer Hufe bekamen wir sie aber wieder zurück. Es gab einen Menschen unter den Teufeln dieser Kommission, der tat was er konnte, um den Flüchtlingen zu helfen. Wir nahmen unser Tier am Zügel und zogen glücklich ab. Dies treue Pferd ist inzwischen verunglückt. Zwei Fohlen hat es uns hinterlassen, Sorgenkinder, seit sie auf der Welt sind, da wir ja keine Bauern mehr sind. Wer zieht sie auf - wer gibt uns Futter, und jetzt nach der Währungsreform, da wir so restlos verarmt sind, woher das Geld nehmen für die Aufzucht der Tiere?

14 Tage blieben wir in unserer Arbeit. Ende April, als die Bevölkerung bereits aufbrach, bekamen wir endlich die Erlaubnis weiter-

zu fahren. Wieder war der Russe dicht dahinter, wieder dieselben chaotischen Verhältnisse auf den Strassen, wie einst in Ostpreussen. Erleichtert nur dadurch, dass es Sommer war, erschwert dagegen durch die grosse Fliegergefahr. Wir konnten nur noch nachts fahren, mussten im Morgengrauen in Wäldern oder Gehöften verschwinden. Am 4. Mai kurz vor Schwerin, erhielten wir in einem Walde durch Tiefflieger Beschuss. Wie durch ein Wunder geschah niemand etwas. Nachts fahren wir weiter. Es ging jetzt ums Letzte! Vor uns die Amerikaner, 2 km hinter uns die Russen. Am 5. Mai als es hell wurde, und wir gerade über einen Damm den Schweriner See überqueren wollten, wurden wir durch Flieger gehindert und konnten nun nicht mehr auf die Strasse. Schnell mussten wir in einem Gehöft Schutz suchen. Es verging kostbare Zeit. Wieviel wäre uns erspart geblieben, hätten wir den Amerikanern noch bis über den See entgegenfahren können! Wir hatten gehofft, dass sie die Flüchtlinge gut behandeln. In den Mittagsstunden schwieg der Fliegerlärm. Es war aus -- Vorbei an den schauerlichen Trümmern der Flüchtlingstrucks fahren wir weiter. Was hatten die Flieger hier angerichtet! Welche Tragödien hatten sich hier noch vor Stunden abgespielt! Arme, gehetzte Menschen - alles war umsonst gewesen.

Gegen Abend erreichten wir die Amerikaner. -- Eine Stunde etwa zu spät! - Doch das wussten wir erst am nächsten Tag. Bisher hatten alle Flüchtlinge ungehindert gen Westen weiterfahren dürfen. Jetzt sollten die Strassen freibleiben für das deutsche Militär, das noch von Osten zurückflutete. Wir wurden anständig behandelt. Ich habe selbst gesehen, wie amerikanische Soldaten sich bemühten, Mütter mit Kindern und alte Leute in dem völlig überfüllten Dorf zur Nacht unterzubringen. Die Trucks durften nicht weiter, mussten alle auf dem Feld anfahren. Hier standen bald 100 und mehr Flüchtlingswagen. Wir standen mit unseren Wagen direkt an der Strasse. Dicht vor unseren Augen erlebten wir, wie die deutschen Truppen sich ergaben, wie die endlosen Gefangenkolonnen (Engländer, Franzosen, Amerikaner) glücklich in die Freiheit marschierten. Abends gingen wir nochmals zu den Amerikanern und fragten, ob wir nicht doch fahren dürften, wir fürchteten die Russen. Die Antwort war: die Russen kamen nicht her, sie müssten wieder zurück ganz Deutschland würde von Amerikanern und Engländern besetzt. Im übrigen würden wir in einigen Tagen fahren dürfen, wohin wir wollten, einstweilen brauchten sie die Strassen. Wie dankbar gingen wir an dem Abend schlafen.

Am nächsten Tag erschienen die ersten Russen. Man sagte zunächst, "um ihre Gefangenen abzuholen". Immer mehr Autos mit Russen

folgten. Alle unsere Bitten uns fahren zu lassen, waren vergeblich, nur einzelne Polenwagen durften noch weiter. Ob sie wirklich noch entkommen sind, weiss ich nicht, Viele Polen nutzten die Notlage der Deutschen aus, nahmen den Familien, die sie bisher gefahren hatten, heimlich oder mit Gewalt die Wagen mit allem Inhalt fort und fuhren ab. Wir vertrauten unseren Leuten restlos und haben uns nicht getäuscht. Die Amerikaner bekamen ihren Nachschub nicht so schnell nach und sind noch bis hinter den Schweriner See zurückgegangen. - Tausend Kilometer Flucht umsonst -! Was es zu fassen? - Sollten wir doch verloren sein? Hatte Gott im Himmel uns verlassen? - Nein, nie! - Wir mussten durch tiefes Dunkel - aber Er liess uns nicht allein.

Wir überlegten zunächst eine Flucht zu Fuss. Aber wir hatten ja alte Menschen bei uns, die nicht weit gehen konnten. Und wäre auch schliesslich diese Flucht noch gelungen - was dann? Dann stand n wir drüben, mit einem Rucksack, hatten a l l e s verloren und wussten nicht wohin. Inzwischen wurde es sehr schnell dunkel und fing an zu regnen. So wollten wir den Morgen abwarten. Der Regen hat uns etwas geschützt. Die ganze Meute stürzte sich auf die Massenquartiere des Dorfes. Eine Nacht des Schreckens und Grauens erlebten dort die deutschen Frauen und Mädchen. Unsere Wertsachen, Schmuck, Foto usw. gaben wir zur Nacht den Polen in ihren Wagen. Sie brachten am Morgen alles zurück.

Als es hell wurde erschienen finstere Gestalten an den Wagen, wirklich Ubelstes Untermenschentum, und die ersten Plünderungen begannen. Uns nahmen sie die Fahrräder fort. Ein paarmal besorgten sie uns die Polen noch zurück, sagten, es wären ihre eigenen, dann gelang es nicht mehr. Um 8 Uhr erschien plötzlich ein Kommissar auf dem Platz: "In einer Viertelstunde ist der Platz leer! Alles fährt sofort nach Hause, Richtung Osten!" Die Polen durften nicht mit. Sie halfen uns noch ans p nnen und die Wagen auf die Strasse rücken, fahren noch ein Stück heimlich hinter uns, um uns vielleicht dann und wann zu helfen. Für ihren Wagen hatten sie sich fremde Pferde aufgegriffen. Dann sahen wir sie nie wieder. Für uns folgten Tage des Grauens. Wir hatten uns so schlecht und unauffällig wie möglich angezogen, aber die grossen Wagen mit den schönen Pferden waren zu auffallend. Die Deutschen waren in jenen Tagen völlig vogelfrei-. Kein Deutscher durfte uns aufnehmen, uns Essen oder Pferdefutterm geben. Auf den Strassen feierte das russische Militär hemmungslos seinen Sieg. Nach Osten sollten wir fahren. Wohin?? Auf den beiden Gütern, wo wir gewohnt hatten, waren die Besitzer natürlich fort. Sonst waren wir fremd im Land. In die Wälder flüchteten, bis die Amerikaner kamen, womit man fest rechnete? Aber wovon Menschen und

Pferde ernähren? "Nach Hause" zu fahren war ja für uns Unsinn. Der einzige Ausweg schien uns, zunächst zurückzufahren auf den Bauernhof zu den freundlichen, hilfsbereiten Leuten, bei denen wir damals in der Koppel standen, als das Treckverbot uns von der Strasse jagte. Wir sind nie hingekommen - Gott sei Dank! Gerade diese einsame Ortschaft am Walde war eine Stätte des Grauens geworden. Die junge, reizende Bäuerin hat in jener Zeit wochenlang Tag und Nacht in einem Roggenfeld gelegen. Sie ist dabei fast wahnsinnig geworden. Wir sahen sie später wieder - erschüttert, am Rande ihrer Kraft. Wir lebten auf der Strasse, ein gehetztes Wild. Immer wieder wurden wir geplündert. Geplündert - wer hat denn früher gewusst, was das Wort heisst? Es ist auch schwer zu beschreiben, was man empfindet, wenn fremde, schmutzige Hände in den intimsten, persönlichsten Gepäckstücken wühlen. Was suchten die Russen? Als erstes nahmen sie die Musikinstrumente. Die letzten Töne, die ich von der Ziehharmonika meiner Schwester hörte, waren wahrhaftig ein schauerlicher Gegensatz, zu dem, was um uns vorging. Schreibmaschine, Fotoapparat, alte Familienschmucksachen waren ihnen natürlich sofort verfallen ebenso gutes Schuhwerk, Stiefel, Silber, besonders Löffel, und natürlich jede Uhr, die sie finden konnten. Vieles wurde achlos oder mit Absicht kaputt gemacht. Man wagte kaum anzuhalten um zu füttern oder selbst etwas zu essen. Die Pferde waren schlepp und schlichen nur so weiter. Wir rupften ihnen Futter am Strassengraben und fuhren schrittweise weiter. Vater wurde uns beinahe erschossen, als man seine Pistolen im Wagen fand, die wir selbst vergeblich gesucht hatten, um sie zu vernichten. Einmal wurde er um Haarsbreite mitgeschleppt mit einem langen Zug zusammengetriebener Menschen, bei einer anderen Gelegenheit geschlagen. Eine unserer Frauen (Grossmutter im weissen Haar) erlebte das Schlimmste. Einmal fuhr man uns gewaltsam in ein einsames Gehöft und plünderte in Ruhe stundenlang unseren Wagen. Waren die einen fertig kamen die nächsten. Viele Zivilrussen kleideten sich ein, auch Polen. Vater verlor dabei fast alles an Bekleidung. Nur alte verbrauchte Sachen blieben übrig. Auch uns Frauen erging es nicht wesentlich anders. Wir waren es gewohnt, uns gut zu kleiden, das heisst, schlicht und schön, unsere Sachen waren aus gutem Material. Mit gutem Blick und Griff fanden die Russen, zum Teil auch Polen, die besten Sachen heraus. Meiner Schwester nahmen sie die ganze Brautausstattung fort. Nie vergesse ich, wie der rohe Kerl sie ins Gesicht schlug, als sie so bat um ihren Schleier. Jeder Tag brachte neue Schrecken. Man spannte uns unsere schönste Stute aus. Lange noch hörten wir im Weiterfahren, wie das Tier rief nach den gewohnten Pfer-

den neben sich. Einmal hielt ein Auto mit zwei Kommissaren neben uns: "Kommen Sie mit mir!" Sie wollten uns Schwestern mitnehmen. Aber Gottes Schutzengel ging mit uns. So viel Entsetzliches wir sahen und hörten und selbst erlebten - wir blieben heil, keine Hand hat uns angerührt. Zur Nacht retteten wir uns in die Wälder. Waren wir unbeobachtet entkommen, so hatten wir ein paar Stunden Ruhe. Einige Fussgänger, Flüchtlinge, hatten sich uns angeschlossen. Wir suchten dann im weiten Umkreis erst mal Wasser für die Pferde. Gespenstisch, oft schon fast im Dunkeln, zogen wir dann los, jeder mit einem Pferd am Zügel - oft weit durch schmale Waldpfade, durch Schluchten und Gestrüpp zur Tränke. So viel wie möglich wurde geweisst, jeder ein Pferd an der Leine. Wie kaputt waren die Pferde! Und wir Menschen auch. Aber wir mussten und wollten doch uns und unsere Getreuen und unsere Tiere durchkretzen - wenn Gott uns nicht vorher abrief. Auch Vater hielt sich aufrecht. Bewundernswert! Wir baten ihn, sich nicht zu wehren, wenn wir überfallen würden. Er wäre dann erschossen worden und wir hätten völlig allein dagestanden. Er versprach es. Wir flohen schliesslich endgültig in den Wald und lebten dort 4 1/2 Wochen versteckt.

Was diese Zeit umschloss an Angst und Not und göttlicher Hilfe, wäre in einem Buch allein zu schildern. Ausser an Sturmtagen wurde die ganze Zeit nur im Flüsterton gesprochen. Dicht um unser Versteck herum suchten die Russen oft Bunker und Munitionslager. Es wurde viel dabei geschossen. Oft fahren sie stundenlang auf dem See, der an den Wald angrenzte, spazieren und fischten und konnten jeden Laut von uns hören. Wir hörten jeden Hinterschlag, jeden Husten. Früh um drei begannen wir, vom See weit und steil herauf Wasser für die 6 Pferde, für den ganzen Tag zu schleppen, auch für uns alle zum Waschen und Kochen. Dann wurden die Pferde geweidet. In den Morgenstunden war man am sichersten. Im übrigen mussten wir die Pferde mit unseren Händen ernähren. Stundenlang rupften wir das kümmerliche Waldgras, stopften Säcke voll und schleppten sie heran. Wir schliefen irgendwo versteckt im Wald, nur bei Regen in den Wagen. Vater schlief die ganze Zeit auf einer Matratze unter seinem Wagen. Sehr schwierig war unsere Ernährung. Als wir längere Zeit kein Brot hatten, wurden wir alle krank. Die ganze Arbeit für Pferde und Menschen war so furchtbar anstrengend, dass wir jeden Tag die letzte Kraft einsetzen mussten. Soviel wir es schafften, vergruben und versteckten wir unsere Sachen im weiten Umkreis um die Wagen. Wurden wir gefunden, so war wahrscheinlich alles hin. Die fremden Fussgänger verliessen uns allmählich. Eine Frau bekam Angina oder Diphtherie

und starb ganz schnell. Wir gruben selbst das erste menschliche Grab und betteten den dritten Menschen auf dieser Flucht zur Ruhe. Die Frau liess ein etwas blödes Mädchlein von 16 Jahren zurück. Wo der Mann war, wusste niemand. -- Es waren schöne Maitage. Draussen blühten die Wiesen -- der Roggen. Wir rochen es bis in den Wald. Gesehen haben wir diesen Frühling nicht. Ab und zu bekamen wir auch Besuch und etwas Nahrungsmittel, aber niemand wusste uns zu helfen. Pfingsten haben wir direkt ein bisschen gefeiert mit echtem Kaffee und etwas Gebäck, das unsere Frauen mit viel Liebe in Fett auf offenem Feuer gebacken hatten. Viele Gerüchte kamen zu uns. Von Tag zu Tag, von Woche zu Woche hoffte man auf die Amerikaner. Ab und zu kamen Landser, die sich durchschlugen nach Westen, vorbei und assen dankbar mit, was wir gekocht hatten. Mehrfach gaben wir kleine Briefchen an die nächsten Verwandten mit, kurze Lebenszeichen. Aber es ist nie etwas angekommen. Was sollte nur werden - wir wussten, sowie wir hinausfahren auf die Strasse, verloren wir Pferde, Wagen und alles, was wir noch besaßen. Und was sollte aus uns Frauen werden? Jeden Abend kamen die Autos in die Dörfer, holten die Frauen aus den Betten und allen Verstecken. Wohin? -- Wohin? -- Immer schwerer wurde es auch unsere langsam verzweifelnden Leute aufrecht zu erhalten. Und dann kam der Schreckenssonntag, da sie uns doch fanden. D.H. wir Schwestern, die einzigen jungen Menschen bei unserem Treck, waren - Gott sei Dank - gerade nicht am Wagen. Es wurde schwer geplündert, auch vieles ausgegraben. Das verwaiste, blöde Mädchen konnte sich nicht mehr retten. An den Sachen im Wagen sahen sie, dass da noch zwei junge Frauen sein müssten und fanden auch unsere Spur. Aber es wurde schon dämmerig, und wir kannten den Wald und die Wildpfade gut. Sie fanden uns nicht mehr. Dem Treck versprachen sie am nächsten Tag wiederzukommen. Unsere Frauen waren geflohen. Vater und unser alter Zieglermeister blieben allein. Sie arbeiteten die ganze Nacht schwer um den Treck wieder fahrfertig zu bekommen und führen im ersten Morgengrauen heraus auf das nächste Gut und wollten die Wagen ungesehen in Scheunen retten. Aber es gelang nicht. Sie wurden auf dem Hof gleich von Russen begrüsst und in den nächsten Tagen noch vielfach geplündert. Trotz allem gelang es ihnen und unseren Frauen doch noch, so manches in die Häuser zu retten.

Wir beiden Schwestern blieben noch eine Woche allein im Wald. Die Kerle suchten uns immer wieder - noch tagelang. Wir lagen in kleinem Unterholz mit Lodenmänteln bedeckt oder im Tannendickicht. Manchmal konnte man sich noch gerade hinwerfen, um nicht gesehen zu werden. Es war Sommer, aber wir trugen keine hellen Kleider. Schlechte, unschein-

bare Trainingsanzüge! Mehrfach gingen sie dicht an uns vorbei und - sahen uns nicht. Momente, die man nie vergessen wird. Gott war uns sehr nahe in diesen Tagen. Überhaupt die gnaze Zeit im Wald hat Er allein uns getragen mit wunderbarer Kraft. Wir standen damals in allerhöchster Not und Gefahr doch auf einer seltenen Höhe des Lebens. Schildern kann man das nicht. Aber es ist ein sehr starkes unsichtbares Band, das uns Schwestern lebenslang miteinander und auch mit unseren getreuen Leuten in ganz besonderer, nur uns verständlicher Weise aus jener Zeit verbindet. Und ich will bei dieser Gelegenheit auch aussprechen, was wohl nur Menschen verstehen können, die auch durch ungeheuerere Erlebnisse - erlebt in stärkster Verbindung mit Gott - gingen, Frontsoldaten und Gefangene vielleicht am besten! es bleibt für das weitere Leben eine Einsamkeit zurück. Man kann es nie erzählen, was uns so stark geformt und verändert hat. Man kann das nur leben und dann für immer tief in der Seele tragen. Wir wollen uns gewisse nicht erheben oder verschliessen anderen Menschen gegenüber, die Geringeres trugen, aber unsere Seele spricht eine andere Sprache, seit wir die Heimat verloren und solange mit Gottes Hilfe um unser und der Unsrigen Leben rangen.

Und noch etwas: wenn wir so oft gekämpft und so viel riskiert haben um unsere letzte Habe, so ist das auch tiefer zu verstehen. Wir haben nicht um einen Kochtopf, um ein Kleid, um eine Decke gekämpft. Nichtig waren Sachen geworden. Aber es ging mit diesen Dingen um unsere Selbständigkeit, wenn wir einmal das andere Ufer erreichen sollten. Wir wussten, wie es ist, blank und bloss, nur angewiesen auf die Hilfe anderer dazustehen. Und es ist uns gelungen, das Notwendigste, was zu einer bescheidenen Selbständigkeit gehört, zu retten.

Ja, und wir zwei lebten im Wald und wussten den Weg nicht weiter. Jeden Abend und jede Nacht schrieten die gequälten Frauen in den Dörfern. Auch wir waren nie sicher. Unsere Verfolger hatten mehrfach Sachen von uns im Wald gefunden und wussten daher, dass wir noch dort waren. Der Wald war nicht sehr gross, weiter ausweichen konnten wir nicht, wenn wir nicht die Verbindung mit den Unsrigen verlieren wollten. Der Wald mit allseinen Lebewesen, mit seinen Geräuschen und seiner ganzen Atmosphäre ist uns in der Fluchtzeit und ganz besonders jetzt hier immer der tröstende Freund gewesen, zu dem wir für alle Zeiten so ein ganz besonderes Verhältnis bekommen haben. Wie anders klingen die Stimmen des Waldes heute für uns, als früher. Wie oft stehen uns Stunden jener Zeit vor Augen, als wäre es gestern gewesen, wenn ein vertrauter Vogelruf von damals uns begegnet, wenn ein Wasservogel vom

See her ruft, wenn gedämpft die Geräusche der Welt da draussen in die Stille des Waldes dringen - - aber davon wissen die Menschen neben uns dann nichts. - Was sollte werden? Einmal am Tag schlich Vater mit Essen zu uns. Nie wusste er, ob er uns noch einmal finden würde. Schliesslich kam Regenwetter, schwere Gewitter, Sturm und Regengüsse. Wir hatten nur zwei Zeltbahnen, unsere Felze und einen Regenschirm. Was nützte das schliesslich? Unsere Sachen würden nicht mehr trocken. Auch Vaters heimliche Wege konnten uns jeden Tag verraten.

Schliesslich gelang es durch Vermittlung eines hilfsbereiten Menschen für uns alle Unterkunft und Arbeit zu finden auf einem Hof in einer kleinen Stadt. Dort herrschten, da an Ort eine Kommandantur war, schon verhältnismässig geordnete Zustände. Wir haben dort drei Monate gearbeitet in Landwirtschaft und Garten bei lieblosen Menschen und nur um unser Essen und Dach überm Kopf. Leider haben gleich in den ersten Tagen die Russen noch drei unserer geliebten Pferde aus dem Stall gestohlen. Nun haben wir nur noch zwei von einst zweiundzwanzig, an denen unser Herz mehr hängt, als die Menschen verstehen.

In diesem kleinen Städtchen waren wir nun wieder gefangen. Unser ganzes Sinnen ging darum, nach Westen heraus zu kommen und Verbindung mit der Familie zu bekommen. Aber wie? Mit alten Menschen, mit Pferden, Wagen und noch allerlei Hausrat? Immer hoffte man noch, dass die Russen auf die alte Demarkationslinie zurückgingen. Es war ein schwarzer Tag, als sie dann statt dessen weiterzogen, und damit ein Flucht für uns ganz unmöglich wurde. Wie verlassen waren wir dort und wie ratlos!

Eines nachmittags als wir innerlich so recht müde bei unserer Arbeit waren, wurden wir ins Haus gerufen. Wir gingen hinein und -- da stand der Verlobte meiner Schwester vor uns, von dem wir seit einem letzten Feldpostbrief aus dem Februar nichts mehr wussten. -- Unvergesslicher Moment für uns alle! --

Er hatte noch einen Brief von der Flucht bekommen, aus dem hervorging, dass wir aus Ostpreussen heraus waren und nach Mecklenburg strebten. Ohne Papiere (seine Heimat war im Westen) ungeheuer schneidig hat er uns durch ganz Mecklenburg gesucht. Und gerade an dem Tag, als er traurig und unverrichteter Sache wieder umkehren wollte, zeigte Gott ihm unsere Spur, und eine Stunde später stand er vor uns. - Nun war alles anders! Gemeinsam wurde der Fluchtplan ausgeheckt. Wir wollten heraus - nach Westen und mit allem, was wir noch besaßen. Was damals, so kurz nach Kriegsschluss noch unmöglich schien, es gelang: mein Schwager bekam zwei Eisenbahnwaggons zum Verladen von Pferden, Wagen und allem Sonstigen. Wir stahlen unsere eigenen Pferde

die von den Stadtbehörden beschlagnahmt waren für den Hof, auf dem sie bisher arbeiteten, d.h. wir besorgten uns auf einer anderen Behörde, bei sehr unfähigen Leuten, die die Situation keineswegs übersehen, weil sie weniger Beamte als viel mehr "politisch zuverlässig" waren, die notwendige Fahrerlaubnis mit Pferden, die wir ihnen selbst in die Schreibmaschine diktierten, umfuhren heimlich die Stadtbehörden, die uns die Pferde nicht freigegeben hatten, verluden schnellstens die unstrittenen Tiere und verschwanden so schnell wie möglich mit dem Rest unseres Hab und Guts in den Waggons. Ab ging es in Richtung Thüringen. 2 Nächte und einen Tag waren wir unterwegs. Es war auch der letzte Moment gewesen. Wie wir später gehört haben, ist zwei Tage nachdem wir fort waren, der Hof aufgeteilt worden, Russen ins Haus gesetzt und alle Pferde für zukünftige Siedler beschlagnahmt worden. Wir wären nie mehr oder nur mit Handgepäck herausgekommen. Auf dieser letzten Reise geschahen wieder mehr als ein Wunder, dass uns nichts passiert ist. Einmal waren wir ganz hinten an einen schlecht gekuppelten Güterzug angehängt. Jedemal wenn der Zug hielt, gab es einen so gewaltigen Ruck, dass die Pferde bis mitten in den Wagen flohen. Es war Nacht. Hätten wir nicht vom Treck noch eine Laterne gehabt, sodass wir alles tun konnten, um uns, Pferde und Sachen zu retten, so wären wir bestimmt alle zumindest schwer verletzt worden. In der zweiten Nacht schliefen wir alle. Plötzlich wachte unser alter Zieglermeister auf und schrie los. Das Dach unseres Waggons hatte durch Funkenflug Feuer gefasst und brannte. Gott sei Dank, nicht über dem Stroh wo die Pferde standen, sondern über unseren Paketen, Säcken und Betten usw. Aus alter Treckgewohnheit hatten wir noch etwas Wasser im Wagen und einen Rest Kaffee. Es reichte gerade zum Löschen. Zwei Minuten später wäre alles in Flammen aufgegangen. Der Zug hielt erst nach etwa einer halben Stunde.

Auf unserer Endstation in Thüringen wurde ausgeladen, die Wagen zusammengebaut und alles aufgeladen, und nun stand der gefährliche Grenzübergang vor uns. Unser Ziel, der Heimathof der Familie meines Schwagers liegt ganz nahe jenseits der Grenze, aber die Straße dorthin konnte nicht benutzt werden, weil sie von russischen und amerikanischen Posten gesperrt war. Ausserdem hatten wir für zwei schwere Wagen nur drei Pferde. Mein Schwager schlich sich nun zunächst nach Hause, um Pferde und ortskundige Bauern zu Hilfe zu holen, fiel unterwegs dreimal den Russen in die Hände und entkam nur wie durch ein Wunder. Wir standen 4 rweil mit Wagen und Pferden 2 Tage in einem Kohlschuppen und warteten. Dort brachen in der Nacht zwei

Russen ein, bedrohten unsere Männer mit Pistolen und plünderten nochmals unsere Wagen. Wir Frauen hatten ein Zimmer und waren nicht dabei. Dann kam der aufregende Tag. Zwei sehr hilfsbereite einheimische Bauern mit 5 Pferden kamen uns holen. Dieser Grenzübergang war nur möglich gewesen durch die fabelhafte Fahrkunst der Bauern. 7 Meter lange Wagen aus dem Flachland ohne Bremsen! Und nun ging es durch grandiose bergige Schleichwege mit kurzen Kurven. Oft wurden die Wagen an den Bäumen angesperrt und zollweise weitergerückt. Mit einem Schneid und Geschick machten es die Bauern, dass man nur staunen konnte. Und stets hatte man das furchtbare nervenaufspitzende Gefühl, durch die Geräusche der Wagen und das Antreiben der Pferde die überall patrouillierenden Russen aufmerksam zu machen. In der letzten Ortschaft vor der Grenze war gerade am Tag vorher der grösste Teil der Besatzung abgerückt. Zufall? Und Zufall, dass am Schlagbaum der Strasse gerade kein Russe war? Gotteswege! Am amerikanischen Schlagbaum angekommen, atmeten wir erleichtert auf. Aber auch hier war es nicht ohne weiteres leicht, darhinzukommen. Wir konnten die amerikanischen Posten erst durch ein Geschenk in Form einer Uhr von Mutter dazu bewegen, den Schlagbaum zu öffnen. Es war ja nicht so, dass wir das amerikanisch besetzte Gebiet durchgehend auf Schleichwegen erreichen konnten, sondern wir mussten ganz zuletzt noch durch eine kleine russisch besetzte Ortschaft und dann ein Stück der öffentlichen Strasse passieren. Unsere Wagen waren jetzt heraus, Gott sei Dank. Wir Flüchtlinge gingen dieses letzte Stück allein einzeln über die Grenze, als gingen wir zur Arbeit aufs Feld. Trotzdem wurde ich mit zweien unserer Leute von russischen Grenzposten gefasst. Wir mussten mit zurück zur Kommandantur. Welch ein Moment, als sich die Tore hinter uns schlossen. Wir waren aber in unserer schlechten Kleidung, und da wir weder Papiere noch Gepäck bei uns hatten, so unverdächtig, dass wir bald wieder entlassen wurden. Am nächsten Morgen wagten wir es nochmals, und diesmal gelang es ohne Zwischenfälle. Es war am Samstag, den 5. Oktober, als wir als letzte auf dem Hof ankamen, der uns dann für 2 1/2 Jahre Zufluchtsort werden sollte. Voller Sorge wurden wir schon dort von den Unsrigen erwartet. Nun waren wir alle beisammen und endlich wieder frei! Schnell zogen wir uns um und gingen zum Erntedank-Gottensdienst zur Kirche. "Lobe den Herren" wurde gesungen." In wieviel Not hat nicht der gnädige Gott über Dir Flügel gebreitet." --

Ich bin am Ende mit meinem Bericht - Was ich geschrieben habe
i s t W a h r h e i t. Ich habe nichts dazuphantasiert. Ich habe weder

Freund noch Feind in diesem Bericht geschont. Ich habe nach bestem Wissen - so wie mir diese Zeit mit ihrem ganzen Erleben in Erinnerung ist und vor Augen steht und mit einem sehr wachen Gewissen meinem Herrgott und der Wahrheit gegenüber diesen Bericht geschrieben - so wie es wirklich war.

Die Zeit der Flucht ist vorbei. Jahre sind darüber hin gegangen. Und naheliegend ist die Frage, die uns jedesmal begegnet am Schluss, wenn wir erzählt haben aus jenen inhaltsreichen Zeiten: Was ist aus Euch geworden, aus Euch und aus Eurer kleinen Gemeinschaft? Seid Ihr noch beisammen? Habt Ihr wieder eine Heimat gefunden? Eine neue Arbeit? Habt Ihr Pläne für die Zukunft?

Darum will ich kurz noch etwas über unser gegenwärtiges Leben sagen - eben weil es auch ein Bild des allgemeinen Schicksals der Ostflüchtlinge ist.

Unser Leben war und ist ein Kampf. Kaum war der Kampf ums nackte Dasein - die Flucht vor dem Feind - vorbei, als auch der noch lange nicht beendete Kampf um ein Lebensrecht, eine Existenzmöglichkeit in dem überfüllten Land des deutschen Westens begann. Jahr und Tag haben wir uns unendliche Mühe gegeben, zusammen mit unseren treuen Leuten und den Pferden, wieder irgendwo neu eine Landwirtschaft zu begründen. Was haben wir alles erhofft und erstrebt, an wieviel Türen (bei Behörden und Privatleuten) geklopft. Alles vergeblich. So mussten wir schweren Herzens auseinander gehen und jeder bzw. jede Familie für sich (einige Männer kamen inzwischen aus Gefangenschaft zurück) versuchen, sein Leben neu zu bauen. Unsere Wege trennten sich. Unsere Leute haben neue Arbeitsstellen angenommen. "Nur vorläufig", denn wir alle haben den Wunsch, einmal wieder zusammenzugehören und am selben Werk zu stehen. Von meiner Familie ist kurz zu sagen, dass meine Schwester geheiratet hat und wir jetzt bei ihr leben. Gott schenkte ihr im Herbst 1948 einen reizenden kleinen Jungen, der unser aller Sonnenschein ist, wenn unsere Herzen schwer sind. Wir alle schlagen uns schwer durch. Ist uns die Heimat, der Beruf, die gewohnte Arbeit und das meiste unseres Besitztums genommen, sind unsere Freunde aus der Heimat - soweit sie noch leben - weit verstreut und unerreichbar, sind viele von uns Flüchtlingen immer noch Zugvögel, die nirgends hingehören, so nahm uns im vorigen Jahr die Währungsreform dann das Letzte, die letzte Lebensgrundlage und liess uns ganz arm werden. Wir arbeiten schwer um unser täglich-Brot. Weiter reicht es nicht. Es ist bitter, dass man jetzt, da es nach Jahren wieder dies und das zu kaufen gibt, fast nichts anschaffen und ergänzen kann, sei es da und dort ein Er-

satz für die völlig verbrauchte Kleidung oder sonstige lang entbehrte Dinge in Haushalt und Privatleben. Dabei sind wir froh, dass wenigstens mein Schwager im Dienste der Reichsbahn seine feste Tätigkeit hat.

Ob wir eine neue Heimat gefunden haben? Ein kleines Heim haben wir, für das wir sehr dankbar sind und das wir uns sehr persönlich eingerichtet haben. Viele Flüchtlinge haben es noch nicht. Dass unsere Möbel ausser einigen selbstgeziimmerten Dingen zum grössten Teil aus irgendwie getarnten Kisten bestehen, dass wir unsere Sachen nach wie vor in Säcken, Kisten, Paketen haben, da wir keine Schränke besitzen, fällt uns kaum noch auf. Das sind Nebensachen. Aber eine Heimat kann uns eine Wohnung nie sein, Heimat ist für uns die Scholle, für die wir leben und arbeiten können, und die unserem Leben einen Sinn gibt. Gerade wir vielen Landmenschen aus dem Osten - ohne Land - sind und bleiben Heimatlose, die nicht wissen, wozu sie auf der Welt sind, da ihre Kräfte und landverbundenen Herzen nirgends gebraucht werden. Man denke nur einmal nach über das Schicksal eines alten Landmannes, wie es mein Vater ist. Seine ganze Lebensarbeit, die wahrlich reich gesegnet war, ist dhin. Was ist geblieben? Leere Hände, Armut, keine Zukunft vor Augen.

Und doch! Wir wollen weiterleben! Wir haben nicht solange gerungen, um dann im Nichts zu versinken, uns austreichen zu lassen auf dieser Welt.

Uns alle trägt die Hoffnung, dass eines Tages der Weg nach Osten, in die alte Heimat wieder frei sein wird, es ist eine Stimme, ein Thema, eine Hoffnung unter uns Ostmenschen, wo wir uns auch treffen. Die gleiche Sehnsucht, das gleiche Heimweh lebt auch in allen unseren Leuten, die selbst kein Land besassen. Sie sagen "zu Hause" und "bei uns", und meinen den Betrieb, auf dem sie gearbeitet haben und mit dem sie verwachsen sind, wie sie es selbst früher gar nicht so gewusst haben.

Mit ungebrochener Kraft wollen wir alle einst neu beginnen. Wann -- das steht bei Gott allein, der uns bis hierher geführt hat. Er schenke uns die Kraft, durchzuhalten und zu bleiben, wer wir waren.

Sabine Hoth, Garbeningken (Kreis Wohlau)
jetzt Rodnbach über Haiger (Dillkreis)

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

Bernä Hurst

Heidelberg-Kirchheim, den 20.VI.49
Leisberg 6.

Sehr geehrter Herr Fleischer !

Mit bestem Dank bestätige ich den Erhalt Ihrer Zeilen vom 14.d.M.-

Ich kann verstehen, daß Ihnen das Datum vom 17.II.44 als richtig erschien, da es ja von Zeugen der Kämpfe um Breslau so angegeben wurde. Aber sie müssen sich getäuscht haben. Deshalb möchte ich Ihnen jetzt einen groben Umriss meiner Breslauer Zeit geben.

Ich gehörte dem II.Btl. des Fallsch.Jg.Sturmregt.ZBV seit Anfang Februar 45 an; mit dieser Einheit war ich während des genannten Monats in Pommern (im Raume von Märkisch-Friedland, Kallies, Dramburg) eingesetzt. Ende des Monats ging es per Bahntransport nach Jüterbog, und in der Nacht vom 28.II. auf den 1.III. starteten wir vom dortigen Fliegerhorst mit Ju's 52 nach Breslau, das, offiziellen Berichten zur Folge, seit 16.II. eingeschlossen und zur Festung erklärt war. Wegen allzu starker Abwehr gelang der Einflug nicht, und wir landeten in Schweidnitz, welches damals etwa 17km von der HKL entfernt lag. Ein Teil der Maschinen jedoch konnte schon in dieser Nacht in Breslau landen. Dem Gross jedoch gelang der Einflug nach mehreren erfolglosen Versuchen erst in der Nacht vom 5. - 6.III. Wir hatten bei diesem Anflug kaum Abwehr, etwas, das man auch später noch (d.h. in darauffolgenden Nächten) feststellen konnte, nämlich, dass die russ.Flak plötzlich das Feuer einstellte, und die Flugzeuge ungehindert landen konnten.-In der erwähnten Nacht traf auch Generalleutnant N i e h o f f ein, der an Stelle von Generalmajor v.Alfen Kommandant wurde.-

Unser Batallion wurde zunächst im Süden (Teichstrasse - Strasse der SA) eingesetzt. Ich befand mich zu dieser Zeit mit einem sog. Verbindungstrupp, der aus einem Feldwebel, zwei Obergefreiten und mir bestand, beim Batallion B r i s e h ö f t, das in Mariahöfchen lag. Wir hatten die Aufgabe, dort Minen in Schreüergärten, die zwischen den Linien waren, zu verlegen. Unser Batallion und auch wir wurden bald abgelöst und bezogen am Tauentzienplatz Quartier. (Ich weiss nicht ob Sie, werter Herr Fleischer, Breslau näher kennen: Unsere Kompanie lag in den Kellern der Gebäude der Dresdner Bank und der Charlott-Bar). Wir galten als Festungsreserve und wurden als II.Batallion dem Rgt. H a n f zugeteilt, dessen Kommandeur

Oberstleutnant *Veihagen* war (ein Verwandter zu dem bekannten Verlag). Unser Btl. Kommandeur war zunächst Oberleutnant Skau, da dieser jedoch schon bei den ersten Kampfhandlungen verwundet wurde, trat an seine Stelle der bisherige Adjutant Oberleutnant Seitz (am 20. 4. 45 zum Hauptmann befördert). Die Offiziere des Bataillons waren: Oberlt. Hoffmann, Oberlt. Schulze, Leut. Bickel, Leut. Schilling, Leut. Schulz (letztere kam später hinzu).

In der Karwoche verlegte dann die Einheit nach Südosten und zwar in den Bereich Grabschener-Pollnik-Storm- und Scheffelstrasse. In diesem Abschnitt machten wir dann die erbitterten Kämpfe während der Osterfeiertage mit. - Da inzwischen der grosse Einbruch von Westen her erfolgt war, zu dessen Beginn Gandauf verlorenging, kam ein abermaliger Stellungswechsel in diesen Stadtteil. Dort waren wir dann in den Kämpfen um den Striegauer Bunker eingesetzt.

T.s. unten!
Die Kompaniestellungen waren in der Posener, der Berliner und der Kaiser Wilhelmstr. In letzterer war auch der Btl. Gefechtsstand und zwar im Keller der "Weltbühne". Der Tross befand sich während der ganzen Zeit auf dem Ring (ich glaube so hiess die Verbindungsstrasse vom Rathaus über Blücherplatz zum Königsplatz) etwa an der Stelle, wo die *Neuberstrasse* (odense ähnlich hiess sie) einmündet. Die zuletzt genannte Stellung behielten wir, ohne wesentliche Veränderung bis Kapitulation.

T.s. unten
Dieser kurze Überblick soll Ihnen, werter Herr Fleischer, zeigen daß ich in Breslau war, und keineswegs die Absicht habe Ihnen etwas vorzuffunkeln oder gar den Besserwisser zu spielen. Deshalb habe ich Ihnen auch meine ehemaligen Offiziere genannt, und vielleicht ist der ehemalige Fallsch. Jg. Offizier mit dem Ihr Mitarbeiter *sammen sein wird*, einer von diesen. Ich bin bereit Ihnen noch *(Kriegskameraden)* für die Richtigkeit meiner Ausführungen nach zu machen; ob es mir allerdings möglich ist mit einem meiner ehemaligen Offiziere in Verbindung zu kommen ist fraglich. Wahrscheinlich sind sie noch in russ. Gefangenschaft, aus der ich selbst im August 48 heimkehrte.

Gern gebe ich Ihnen noch weitere Auskünfte und kleinere Berichte und bleibe Ihre angekündigte Nachricht mit grossem Interesse erwartend.

Mit vorzüglicher Hochachtung!

*T. Ihnen sicher die "Friedrich-Nachdem-
Strasse" heissen, da diese vom Striegauer
Bunker östl. liegt, Neuber- = Reusscheke, &
D. Ernst Floritz, Bad Vilbel
(Jan 68)*

B. Mierst

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

JACOB, A.

siehe ZS 76

Rudolf Jenett

SPEDITION UND SCHIFFFAHRT

Schriftleitung
"Christ u. Welt",
Stuttgart.



Fernsprecher: 3223
Bankkonto: Rheinisch-Westfälische
Bank, Filiale Bonn
Postcheckkonto: Köln Nr. 150054

Ihre Zeichen

/gr

Ihre Nachricht vom

Ihre Karte vom 16.6.d.J.

Meine Zeichen

(22a) Bonn am Rhein
Wenzelstraße 15
den 8. Juli 49

Ich bin dabei eine Abhandlung über die Räumung des Memellandes zusammenzustellen. In einigen Tagen lasse ich Ihnen die Niederschrift zugehen.

Die glückliche Verladung von etwa 53000 Memelländern aus der Stadt Memel und dem Orte Heydekrug in wenigen Tagen des Juli 44 wurde durch den damaligen Fregatten-Kapitän Karl Friedrich Merten, ehemals Eichenlaubträger u. Chef der U.-Flottille Memel durchgeführt, und zwar über den Hafen Memel.

Dieser aktive Offizier hat damals die Initiative ergriffen und es auf Grund seiner Vorstellungen erreicht, dass ihm Hilfsschiffe der Kriegsmarine vom O.K.M. zugeteilt wurden, mit denen er die Bevölkerung der beiden grösseren Orte des Gebiets - man kann ruhig sagen ohne Zustimmung der Kreisleitung - mit seinen Offizieren und Mannschaften durchführte. Capt. Merten schickte von sich aus Offizierspatrouillen durch Stadt, um die Bevölkerung zur schnellsten Abreise auf den am Preussenkai (liegenden Schiffen zu veranlassen. /und Aussenkai

Ich möchte Ihnen den Vorschlag machen, dass Sie einen Ihrer Korrespondenten zu Herrn Merten schicken, der jetzt in Wiesbaden wohnt (Wiesbaden Siedlung Märchenland, am Freudenberg Wiesbaden - Dotzheim). Bis zum Herbst war Herr M. Direktor der Schiffsverkehrsverwaltung in Mainz, bis er von der franz. Militär-Regierung wegen angeblicher Verstöße gegen das Menschenrecht im U-Bootkrieg verhaftet wurde. Wie ich hörte, ist er aber im Februar d. J. aus der Haft entlassen worden; ob er seine Stellung im Amte wieder einnehmen konnte, kann ich nicht sagen.

Jedenfalls werden Sie - am besten nach vorheriger Annäherung bei Herrn Merten, der damals zum Chef eines besonderen Einsatzstabes zur Räumung des Hafens Memel bestellt wurde und wobei ich als Zivilist-mitwirken konnte, die wirklichen Einzelheiten über den Abtransport der Memelländer über See, der wirklich als glücklich durchführ- und Vorsorge bezeichnet werden kann - ganz im Gegenteil zu dem Abtransport der Landbevölkerung, in Erfahrung bringen können.

Hätten alle anderen Ostdeutschen sich ebenfalls Marine- oder Heeresdienststellen anvertrauen können, wären viele, viele Tausende dem Leben erhalten geblieben.

Sie hören in Kürze von mir.

Hochachtungsvoll !

Rudolf Jenett

ehemals leitender Prokurist der ostdeutschen
Verkehrsfirma Robert Meyhoefer.

Institut für Zeitgeschichte – Archiv



Institut für Zeitgeschichte - Archiv